

die kleine Weltbühne

Eine Zeitschrift des AstA der Carl von Ossietzky Universität
Oldenburg mit Artikeln von und für Studierende

TRUEMMER

BERATUNGSANGEBOTE für Studierende

Die **Sozialberatung** ist die zentrale Anlaufstelle bei allen Problemen, die der (Studien-)Alltag mit sich bringt, wie Studienfinanzierung und -organisation oder auch private Schwierigkeiten.

Schwerpunkte:

- BAföG
- Studium und Hartz IV
- Probleme mit Bachelor/Master
- Probleme in den auslaufenden Studiengängen
- Studienbeiträge/-gebühren, sowie
- Darlehen zur Überbrückung kurzzeitiger finanzieller Engpässe und
- Studieren mit Kind

asta-oldenburg.de/referate/sozialberatung
soziales@asta-oldenburg.de

trans* und inter*beratung richtet sich in erster Linie an Studierende inter* und trans*personen mit dem Ziel bei Problemen, Diskriminierungen und Fragen zu helfen und zu vermitteln, wenn erwünscht auch anonym. Außerdem können sich auch Angehörige, Interessierte und Freund*innen informieren und beraten lassen.

asta-oldenburg.de/trans-und-interberatungsangebot
intertrans@asta-oldenburg.de

Semesterticket-erstattung: Unter bestimmten Umständen kannst du dir den Semesterticket-Beitrag erstatten lassen. Welche Gründe das genau sind, kannst du auf unserer Website nachlesen oder du kommst direkt vorbei und lässt sich beraten.

asta-oldenburg.de/service/semesterticket-erstattung
semesterticket-erstattung@asta-oldenburg.de

Studentische Rechtsberatung: Die Student Legal Consulting ist ein Zusammenschluss von engagierten Studentinnen und Studenten der Carl von Ossietzky Universität, die sich das Ziel gesetzt haben Hilfsbedürftigen Menschen, sowie Personen mit finanziellen Schwierigkeiten die Chance auf eine Rechtsberatung zu geben. Natürlich kann die Student Legal Consulting einen Anwalt nicht vollumfänglich ersetzen. In den meisten Fällen lassen sich viele Probleme jedoch schon im Vorfeld klären und einfache Lösungsstrategien verhindern teure Gerichtsverfahren. Durch die enge Zusammenarbeit mit Professorinnen und Professoren kann fast jedes Rechtsgebiet abgedeckt werden.

slc-oldenburg.de

ANGEBOTE für Studierende

Die **Fahrradselbsthilfewerkstatt** bietet den Studierenden die Möglichkeit das kaputte Fahrrad selbst zu reparieren. Werkzeug, Leinteile (normale Ladenpreise) und Gebrauchsteile sind vorhanden. Außerdem sind stets fahrradinteressierte Studierende vor Ort, die dir bei Schwierigkeiten mit der Reparatur helfend zur Seite stehen.

asta-oldenburg.de/service/fahrradwerkstatt
fahrradselbsthilfe@asta-oldenburg.de

AStA-Verleih: Ihr wollt mit eurer Fachschaft grillen? Euch fehlen noch Bierzeltgarnituren für die nächste Veranstaltung? Oder ein Bollerwagen für den Transport? Kein Problem! Der AStA bietet Studierenden unkompliziert und gegen Kautions eine Vielzahl an Equipment für verschiedene auf dem Campus stattfindende Events. Wie genau der Ausleihprozess abläuft, könnt ihr auf unserer Website erfahren.

asta-oldenburg.de/service/verleih
verleih@asta-oldenburg.de

Cambio CarSharing ist eine kostengünstige und ökologische Ergänzung zu Bus und Bahn, besonders wenn das Auto nur ab und zu benötigt wird. Allen Studierenden und Mitarbeiter_innen der Uni Oldenburg ist es möglich, über den AStA die Fahrzeuge von Cambio zu nutzen.

asta-oldenburg.de/service/cambio-car
sekretariat@asta-oldenburg.de

„Die **Gemüsetüte** ist eine Tüte mit saisonalem, regionalen und biologischen Gemüse.

Das Konzept: -> Bequem: Hol dir jeden Montag bis 14:00 Uhr und Dienstag 10:00 bis 14:00 Uhr deine Gemüsetüte im AStA ab -> Günstig: 10 € pro Tüte, weil auch krummes Gemüse dabei ist -> Das Gemüse liefert uns der Bioladen Ecocion von Erzeuger_innen rund um Oldenburg -> Du kannst die Tüte erstmal testen, oder direkt als Abo bestellen. Das Abo kann ausgesetzt werden, wenn man mal weg ist. - Schaffst du es mal nicht, deine Tüte abzuholen, kommt sie ins Foodsharing-Regal.

Schreibe uns, wenn du mitmachen willst:
Gemuesetuete@asta-oldenburg.de

Vorwort

Eine der bekanntesten Szenen der Filmgeschichte ist das Ende des ersten ‚Planet der Affen‘-Films. Hier wird dem Zuschauer klar, dass von der Erde nur noch Trümmer übrig sind. Diese apokalyptische Wahrnehmung bezieht sich dabei nur scheinbar auf die weit entfernte Zukunft. Wer über Trümmer spricht, der spricht gleichzeitig über die Gegenwart, über eine bestimmte Wahrnehmung: eigentlich sind wir umgeben von den zukünftigen Trümmern. Und er spricht über die Vergangenheit, die noch als Trümmer uns umgibt.

Die Gegenwart als bestimmt von Trümmern wahrzunehmen – den zukünftigen, unvermeidlichen und den vergangenen, die noch präsent sind – ist vielleicht das der gegenwärtigen Situation eigentümliche Zeitbewusstsein. Das Gespür dafür hatten vor einiger Zeit K.I.Z.: „Auf den Trümmern das Paradies“.

Die Ästhetik der Trümmer drückt sich auch im längst zum eigenen Instagram-Genre gewordenen Fotomotiv der „Lost Places“ aus. Fotos, die aus diesem Kontext stammen, ziehen sich durch die hier folgende Ausgabe der kleinen Weltbühne. Die Fotos sind in der größeren Region Oldenburg entstanden. In diesem Foto-Genre drückt sich eine Sehnsucht von Kunst aus: das Vergessene und Verfallene über die künstlerische Darstellung der Vergänglichkeit zu entreißen.

Historisch verbindet man mit der „Trümmerzeit“ natürlich am ehesten die Nachkriegszeit des 20. Jahrhunderts. Hier ist die „Trümmerliteratur“ Bölls und Borcherts entstanden, hier spielen viele der entscheidenden Filme von Rainer Werner Fassbinder, hier gerät die „Trümmerfrau“ zur völkischen Heldenfigur der jungen Bundesrepublik. Diese Vorstellung wirkt nach.

In einem Artikel wird die spezifische Erinnerungspolitik Oldenburgs zum Gegenstand, der Bezug wird über ein konkretes Denkmal in der Peterstraße hergestellt. Auch wenn die darin zum Ausdruck kommende Vorstellung gar nicht mehr von vielen geteilt werden dürfte, so ist es doch als ungeklärtes Verhältnis präsent. Präsent, wenn auch für die meisten: im Vorbeigehen, jeden Tag. Diese Präsenz des Nichtverstandenen wird auch in einer Kritik an einer moralischen Verkürzung in der aktuellen Klima und Nachhaltigkeitsdebatte entworfen, nämlich der „Konsumkritik“.

Gleich drei größere Interviews konnten wir außerdem führen. Die ungekürzten Fassungen der Interviews sind jeweils auf der Website des AStA nachzulesen.

Diese Ausgabe ist dabei gleichzeitig die erste, die unter der Herausgeberschaft des neuen AStA steht. Mit ihr wechselt auch die Verantwortung im Design und Layout, die ab jetzt im Verantwortungsbereich der AStA-Druckerei liegt.

Mit der Lektüre der Ausgabe und dem anstehenden Sommer wünschen wir viel Spaß!

Ulrich Mathias Gerr

Redaktion Die kleine Weltbühne

INHALTSVERZEICHNIS

02

Beratungsangebote

03

Vorwort

05

Das Ende von Sophia
und der grenzenlose
Egoismus

06

„Konsumkritik“
– bloße Trümmer der
Kapitalkritik?

08

Ansichten zu Fußball
und Antisemitismus.
Ein Interview mit
Alex Feuerherdt.

12

„Was Christen glauben“
Fotoserie

14

Schlussstein Ost

16

Fortschritt und
Regression – Zur dritten
„Istanbul-Oldenburg
Critical Theory
Conference“

18

Persepohnyx

20

Wahrheit & Konkurrenz -
Erkenntnisse
der World CUR 2019

22

Interview mit dem
Wissenschaftsblogger
J. M. Wiarda

24

Solicasino

26

Fotoserie

28

Interview zum Watt en
Schlick Fest

31

The Worker

32

Tindermatch

33

Unikum / OUT
Oldenburger Unitheater

34

Vor 90 Jahren in der
großen Weltbühne

35

Rezept

36

Impressum

Nach dem Ende der Sophia-Mission scheinen die Migrations-Kritiker_innen gewonnen zu haben. Was diese angeblichen Advokat_innen der Fluchtursachenbekämpfung und ihre Sympathisant_innen jedoch verlieren, ist ihre Glaubwürdigkeit.

Das Ende von Sophia und der grenzenlose Egoismus

Die letzten Schiffe ziehen ab. Die rechtsgerichteten Regierungen Europas haben sich durch Blockaden durchgesetzt. Italien wollte eine Umverteilung, Polen und Ungarn aber keine Migrant_innen innerhalb ihrer Grenzen. Nun findet eine andere Umverteilung statt: Tod in der Sahara, im Mittelmeer, in libyschen Folterknästen, statt Aufnahme in Italien oder anderen Ländern. Man kommt auch nicht einfach so wieder aus Libyen raus, die angebliche Einfachheit von Rückführungen ist lediglich in den Köpfen und Erwartungen der hiesigen Kritiker_innen existent.

Man kann davon ausgehen, dass eine Einwanderung in ein Drittland illegitim sei. Dies ist eine Position, die von der gesellschaftlichen Linken angegriffen wird, welche aber argumentativ zunächst vertreten werden kann. Ob „Hilfe vor Ort“ oder „Bekämpfung der Fluchtursachen“ – Migrationskritiker_innen möchten immer klarstellen, dass sie ja nur die Migration nach Europa kritisieren würden, nicht aber die Rettung. Gegen eine Rettung sei ja nichts einzuwenden, man ist ja kein Unmensch. Nur warum müsse es 300km nach Europa gehen? Das sei ja logistisch auch totaler Nonsens! Den Flüchtenden sei ein gutes Leben gegönnt – nur eben in Afrika.

Wir kennen die Phrasen. Sie sind aber widersprüchlich. Denn wenn man von einem destabilisierenden Faktor durch Migrationsbewegungen ausgeht, dann mutet es seltsam an, bereits fragile Staaten wie Marokko, Tunesien und Algerien weiter zu belasten. Das Phantasma einer allgemein-afrikanischen oder einer allgemein-muslimischen Identität wird der einer pan-europäischen entgegenstellt. Die Maghreb-Staaten werden herangerufen: „Tunesien ist doch sicher! Außerdem ist es näher!“ – Kein Wort dazu, wie die Unterstützung dann aussehen sollte. Eine gemeinsame Verantwortung wird kategorisch abgelehnt. Man wähnt sich im Recht und beschuldigt die Retter_innen als Teile einer angeblichen Schleppermafia. Der Fakt, dass die Rettungseinsätze dem internationalen Seerecht entsprechen, wird umgedeutet oder schlichtweg nicht anerkannt. Aber jetzt sei das sowieso kein Thema mehr – denn nun seien die Richtigen zuständig: die libysche Küstenwache.

Libyen ist ein failed state. Die international anerkannte Regierung kontrolliert de facto kaum ein Drittel des Landes. „Die Küstenwache auszubilden“ ist eine Floskel, welche Sicherheit und Ordnung verspricht. Dabei ist momentan nicht mal klar, welchem Machthaber die Küstenwache nun tatsächlich untersteht. Eine konservative Lösung besteht nicht darin, die Menschen zu „retten“ und in libyschen Folterknästen und Sklavenmärkten unterzubringen. Sie bestünde darin, konkrete Maßnahmen zur Bekämpfung der Fluchtursachen zu fordern. Sie bestünde darin, sichere Auffanglager an den Ausläufern der Sahara zu etablieren. Sie bestünde darin, die Menschen vor Folter und Sklaverei zu bewahren. Dies alles wird nicht gemacht. Und auch nicht gefordert. Die Forderungen sind ja schon alle erfüllt: Keine Seenotrettung nach Europa. Mehr interessiert gar nicht.

Diejenigen, die sich sowohl Rettung, als auch die Kritik der Einwanderung auf die Fahne geschrieben haben und jetzt nicht Einspruch gegen die Zustände einlegen, beziehen damit ganz klar Stellung. Um die Rettung geht es ihnen nicht. Die vielbeschworene „Bekämpfung der Fluchtursachen“ ist nicht ihr Anliegen – das war es noch nie gewesen. Eine Bekämpfung der Flucht und der Migration als solche ist natürlich das Ziel auf der Agenda. Das geht zur Not dann auch über die Bekämpfung der Flüchtenden. Nun hat sich mit dem Auslaufen des Sophia-Mandats jedoch eine Sache geändert: Sie können all dies endgültig nicht mehr leugnen. Denn selbst wenn die Flüchtenden nun aus dem Wasser gezogen werden, kann in Anbetracht der libyschen Verhältnisse von Rettung keine Rede sein. Vielen Kritiker_innen ging es (natürlich) nicht um diese Rettung der Flüchtenden, sondern um deren Abschaffung. In der letzten Instanz scheint es ihnen egal zu sein.

von **Maximilian Schulz**

Konsumkritik ist in ihrem Ansatz immer auch Gesellschaftskritik. Wer Konsumkritik übt, sieht die Ursache der gesellschaftlichen Missstände in einem falschen Konsumverhalten – die Änderung dieses Verhaltens sei demnach ein taugliches Mittel, auch gesellschaftlich etwas zu verändern (vgl. <https://gegen-kapital-und-nation.org/kritik-der-konsumkritik/>). Dabei gibt es verschiedene Ansätze dieser Kritik. Auf der einen Seite wird die Konsumgeilheit des Individuums kritisiert, das ewigwährende Kaufen und in sich reinstopfen. Dieses Verhalten sei manipuliert durch die Werbung der Großkonzerne, die uns überhaupt erst zum Kauf motivierten. Statt sich über materielle Güter zu freuen, solle man sich rückbesinnen auf das, was man nicht mit Geld kaufen kann: Familie, Freunde, Liebe ...

„Konsumkritik“ – bloße Trümmer der Kapitalkritik?

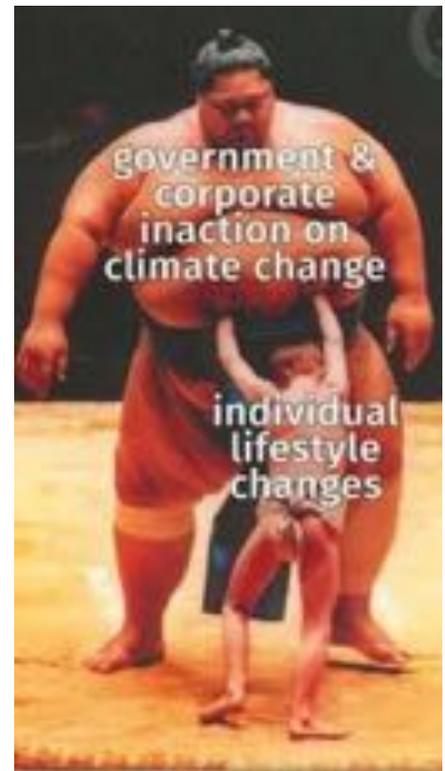
Erstmal ist jedes Bedürfnis gesellschaftlich bestimmt – ich kann also nur Bedürfnisse haben, wenn das, worauf sich das Bedürfnis richtet, gesellschaftlich überhaupt gegeben ist. Ich kann kein Bedürfnis nach einer Banane haben, wenn ich nicht weiß, was eine Banane ist; mir kein iPhone kaufen wollen, wenn ich nicht weiß, dass iPhones existieren. Die selektive Kritik, die Konsumkritiker_innen üben, lehnt Bedürfnisse nur an einigen Punkten ab, nämlich dann, wenn sie manipulativer Natur seien.

Konsumkritiker_innen haben Recht, wenn sie behaupten, den Konzernen ginge es nur ums Geld. Denn den Konzernen geht es (im KAPITALismus) nur ums Geld, ja ein Konzern ist gerade so definiert. Die Herstellung von Handys und Autos ist nicht nach einem Bedürfnis ausgerichtet, sondern nach der zahlungskräftigen Nachfrage; die Erfüllung des Wunsches nach den Gütern ist für die Unternehmen dabei nicht Ziel, sondern Mittel um das eigene Kapital zu mehren. Marx hat dieses Gesetz auf die Formel $G-W-G'$ gebracht: aus Geld (G) mittels Verkauf von Waren (W) mehr Geld (G') zu machen.

Der Knackpunkt dabei ist allerdings, dass viele Konsumkritiker_innen nicht erkennen, dass es sich dabei um ein Spezifikum des Kapitalismus handelt, sie münzen es stattdessen auf einzelne böse Konzerne um (Coca Cola, Nestlé, Monsanto usw.). Was den Großkonzern vom kleinen Tante Emma Laden unterscheidet ist nicht das Prinzip, nach dem sie funktionieren, sondern ihre Größenordnung. Würde jede_r morgen anfangen, nur noch im Tante-Emma-Laden zu kaufen, müsste auch Tante Emma früher oder später expandieren, um der Nachfrage gerecht zu werden und dabei das eigene Kapital zu mehren. Auch sie würde die Herstellungskosten möglichst gering halten müssen. Es greift zu kurz, wenn man McDonald's Grausamkeit vorwirft, wenn sie Hühner in Massen auf engstem Raum halten. Es ist nicht Grausamkeit, die McDonald's antreibt, sondern sie sind dem Markt wie alle anderen unterworfen und stehen in Konkurrenz mit anderen Fast-Food Betrieben.

Konsumkritik will aber nicht nur materielle Bedürfnisse bemängeln, sondern auch gegenhalten mit dem Unkäuflichen, das sowieso viel schöner sei: Liebe, Freundschaft, die Familie, Kreativität und Individualität. Diese Werte würden verdrängt, weil der Mensch seinem Konsumrausch fröne. Klar ist, dass diese Werte nicht durch Unternehmen vertreten werden können: „Gerade weil für kapitalistische Unternehmen die Menschen sowohl als Käufer als auch als Arbeiter bloßes Mittel sind, können sie sich um deren Befindlichkeiten nicht scheren und lassen sämtliche Bedürfnisse, die sich nicht dem Zweck der Kapitalakkumulation unterordnen lassen, unberücksichtigt.“(ebd., S.3). Dieses Bedürfnis bleibt dann an Freundeskreis und Familie hängen – ein Moment des gesellschaftlichen Prinzips: Gerade weil Gefühle keinen Platz in der Verwertung finden, benötigt jedes Subjekt ein Privatleben und fördert der Staat dieses (Familienpolitik, kulturelle & Bildungseinrichtungen usw.) um die Zumutung des Produktionsprozesses für den Einzelnen zu kompensieren, damit dieser weiterhin arbeitsfähig ist. Konsumkritik erkennt den gesellschaftlichen Zwang, der hinter der Versachlichung menschlicher Kontakte steht, nicht und verurteilt stattdessen die Menschen für ihr soziales Verhalten, das eigentlich nur ein Produkt des Systems ist. Ebenso folgt der Drang nach Selbstoptimierung (vegane Ernährung, Minimalismus, zero waste etc.) der neoliberalen Logik. Jeder Mensch solle das Beste aus sich selbst machen, belastbar bleiben, Ordnung halten – all das, was im Sinne der Verwertungslogik ist.

Die Kritik am Konsumenten, er würde zu viele materielle Güter konsumieren, ist lustfeindlich. Wieso sollte man einem Individuum den Wunsch nach einem Handy oder einem Flatscreen verwehren? Die meisten Menschen müssen aus ökonomischen Gründen ständig entscheiden, welches Bedürfnis sie nun befriedigen können und welches nicht. Statt also den Zweck der Wirtschaft zu kritisieren, wird ein moralischer Anspruch an die Konsument_innen gestellt, ihre Bedürfnisse zurückzuschrauben und sich somit in einem System einzurichten, das notwendigerweise einen großen Teil ihrer Wünsche unerfüllt lässt.



Gerne wird auch immer wieder die Macht des Konsumenten beschworen. Konzerne, die Kinderarbeit nutzen, die Umwelt verschmutzen oder sonst irgendwie unethisch handeln, sollen boykottiert werden. Dass ein Unternehmen auf den Kauf seiner Waren angewiesen ist, wird hier zur Waffe umgemünzt – das richtige Bewusstsein der Konsument_innen richtet sich gegen die bösen Unternehmen, deren Waren nicht mehr gekauft werden. Es ist eine Kritik an einer Erscheinung, nicht der Ursache. Wenn ein Konzern sich durch Boykotte Zugeständnisse abringen lässt, vergrößert es die Chance, dass er seinen Zweck, Mehrgeld zu machen, nicht ausreichend verfolgen kann und in der Konkurrenz jenen Konzernen unterliegt, die weniger zahlen und beim Umweltschutz sparen. Dieser Konkurrenzkampf stellt einen also vor das Dilemma, dass ein gesellschaftlich erkämpfter Standard nur so lange gehalten werden kann, wie er den jeweiligen Konzern nicht zu stark an einer Gewinnerzielung hindert.

Niemand stört sich daran, dass jede_r, der keine eigenen Produktionsmittel besitzt, ausgebeutet wird. Zum Problem wird das erst, wenn es Sechsjährige sind. „Der Skandal, den der kapitalistische Alltag darstellt, scheint schon so banal, dass nur ein Verstoß gegen diese Normalität überhaupt noch zum Gegenstand von Protest wird“ (ebd., S.4). Wollte man den Boykott tatsächlich systemkritisch gestalten, müsste man alles boykottieren, wobei da die Macht des Konsumenten an seine Grenzen stößt: wer nicht gerade einen Selbstversorgergarten hat oder bereit ist, ständig zu klauen, ist auf den Kauf angewiesen; dabei haben die Konsument_innen gar nicht die Wahl zwischen ‚kapitalistisch produziert‘ und ‚nicht kapitalistisch produziert‘, sondern zwischen Ware A, Ware B und Ware C. Diese Entscheidung wird zusätzlich durch den Preis eingeschränkt. Für einen Solizuschlag beim Fairtrade Kaffee kann sich also nur entscheiden, wer genug Geld dafür hat. Im Zuge dessen ist es zynisch, Leuten ihr politisch unbewusstes Konsumverhalten vorzuwerfen, weil sie bei der Ausgabe ihres knappen Geldes erst an die eigenen Bedürfnisse und nicht die des kolumbianischen Bauern denken.

Diese Individualisierung gesellschaftlicher Zwänge ist ein zentrales Moment des Neoliberalismus. Wer in Armut lebt oder seine Miete zu teuer findet, soll das Problem nicht im Kapitalismus, sondern bei sich selbst suchen, schließlich sei, nach dieser Ideologie, das Individuum für seine Lage selbst verantwortlich. Dieses Denkmuster lässt sich eins zu eins auf die Kritik der Konsumkritiker_innen anwenden. Zwar möchte sich die Konsumkritik gegen diese neoliberale Ideologie wenden, tatsächlich aber hat sie dessen Prämissen akzeptiert: Individualisierung gesellschaftlicher Zwänge und Austerität.

Dieser Ethos speist sich auch aus einem Ohnmachtsgefühl, dass besonders linke Aktivist_innen einholt: wer in Anbetracht der derzeitigen Lage den Glauben daran verloren hat, dem Staat oder der Wirtschaft etwas entgegenzusetzen zu können, der kann immerhin sein eigenes Konsumverhalten ändern. „Der Kern des konsumkritischen Denkens ist die Idee, man könne sich durch den persönlichen Verzicht aus der Verstrickung in die gesellschaftlichen Verhältnisse herauslösen.“ (aus Graemer, „Der Kult des Verzichts“). Das hat mit realer Veränderung allerdings nichts zu tun, es ist nur das Gewissen, das bereinigt wird.

von **Julia Strachanowski**

Im Rahmen der Qualifizierungsreihe „Wi(e)der das Gerücht“ zu pädagogischen Konzepten gegen Antisemitismus, die im Sommersemester auch mit Unterstützung des AStA an der Uni Oldenburg umgesetzt wurde, hatten wir die Gelegenheit, mit Alex Feuerherdt ein Interview zu führen. Es ging um seine beiden großen Arbeitsbereiche, Fußball und Antisemitismusaufklärung – und wie beides zusammenhängt.



Du hast 2006 den Blog ‚Lizas Welt‘ gegründet und ihn unternimmt mit „Ansichten zu Politik und Fußball“. Der Bereich zur Politik hat dann doch schnell überwogen, war das so gedacht oder hat es sich ergeben?

Als ich den Blog 2006 gegründet habe, ging es mir um die Verbindung beider Themen. Aber es war schon intendiert, den Fokus auf den politischen Bereich zu legen. Das Thema Fußball sollte dann, wenn es sich ergibt, eine Rolle spielen. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn ich über die Geschichte israelischer Fußballclubs schreibe. Oder über Antisemitismus im Fußball.

Wie schätzt du die aktuelle Entwicklung ein? Es gibt ja einerseits von offizieller Seite viele Bestrebungen, gegen Rassismus und Antisemitismus vorzugehen, andererseits stellt sich die Frage, ob es bei den Clubs überhaupt einen adäquaten Begriff von Antisemitismus gibt, der ja die Bedingung dafür wäre, etwas zu tun.

Wenn man es mit den 90er Jahren vergleicht, gibt es in der ersten und zweiten Bundesliga schon eine positive Entwicklung. Man hört heute in den Stadien kaum noch Rufe gegen Juden oder ähnliche Formen von unmittel-

barem Antisemitismus. Aber das gilt nur für den „großen“ Fußball. Ab der dritten und vor allem der vierten Liga abwärts - und muss man sagen: vor allem in Ostdeutschland - ist eine Entwicklung zu beobachten, die ziemlich verheerend ist. Da hat es eine ganze Reihe von antisemitischen Vorfällen gegeben, in diesem Bereich sehe ich keine Verbesserung, sondern habe stark den Eindruck, dass Entwicklungen, die früher in den Stadien der ersten und zweiten Bundesliga zu Hause gewesen sind, sich in den Amateurbereich verlagert beziehungsweise fortgesetzt haben. „Juden Jena“-Rufe, Plakate mit Anne Frank im Trikot von Chemie Leipzig, solche Dinge. Antisemitische Ressentiments gibt es aber auch noch auf einer anderen Ebene, etwa in der Diskussion über die Kommerzialisierung im Fußball und vor allem über RB Leipzig. Da ist beispielsweise die Rede vom „Kunstprodukt“ und vom „künstlichen Gebilde“, von der „Kulissenschieberei“ und der „Geldmacherei“. Das sind Begrifflichkeiten, die auch im Arsenal des Antisemitismus ein Zuhause haben. In dieser Diskussion tritt der Antisemitismus zwar nicht offen zutage, aber eben in struktureller Hinsicht. Wenn zum Beispiel der Mannschaftsbus der Leipziger mit Geldscheinen beworfen wird, auf denen Dietrich Mateschitz [der Grün-

der von Red Bull, Anm. d. Redaktion] zu sehen ist, der mit einer Hakennase dargestellt wird, und auf denen steht: „In Capitalism He Trusts“, dann gehen das antikapitalistische, das antiamerikanische und das antisemitische Klischee Hand in Hand. Und wenn Spruchbänder gezeigt werden, auf denen „Gegen die Bullenseuche“ oder „Rattenball Leipzig“ steht, dann zeigt sich daran die Entmenschlichung des Gegners, wie man sie aus dem klassischen Antisemitismus kennt, wenn Juden zu Ungeziefer herabgewürdigt werden. Unter anderem das meine ich mit „struktureller Antisemitismus“.

Seit einigen Jahren betreibst du den Podcast „Collinas Erben“, der als Schiedsrichterpodcast nochmal einen anderen Fokus hat. Ist die Idee dazu aus deiner Arbeit an ‚Lizas Welt‘ entstanden?

Nein, da gibt es erstmal keinen direkten Bezug. Ein Freund von mir, Klaas Reese, hatte im Herbst 2012 die Idee und fragte mich: „Wie wäre es, wenn wir einen Schiedsrichterpodcast machen?“ Ich habe aus meiner langjährigen Erfahrung in der Schiedsrichteraus- und -fortbildung in Köln gesagt, dass das Erklären von Fußballregeln normalerweise über Visualisierungen

Ansichten zu Fussball und Antisemitismus.

Ein Interview mit Alex Feuerherdt.

funktioniert. Aber es lief von Beginn an auch als Audioformat gut. Der Podcast ist von der internetaffinen Fußballszene sofort angenommen worden, auch deshalb, weil wir bald auch anhand von konkreten Schiedsrichterentscheidungen die Regeln erklärt haben. Die Hörerzählen waren recht schnell in einem fünfstelligen Bereich. Das hat vermutlich viel damit zu tun, dass der DFB mit eigenen Erklärungen zum Thema Schiedsrichterentscheidungen eher zurückhaltend ist. Dadurch haben wir offenbar eine Lücke gefüllt, ohne dass uns das vorher bewusst war.

Es war für euch vermutlich auch ein Glücksfall, dass er gerade in den letzten Jahren einige große Regeländerungen gab. Von immer neuen Handspielregeln bis vor allem zur Einführung des Videoschiedsrichters und die diese begleitende Debatte, die auch von einer gewissen Unsicherheit gekennzeichnet ist und ein Format wie eures notwendig macht.

Einerseits hat es sicherlich eine Rolle gespielt, dass es da jetzt Leute gibt, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, ausführlich die Fußballregeln und Schiedsrichterentscheidungen zu erklären, und an die man sich mit Fragen wenden kann. Zum anderen ist

es in der Tat so, dass es viele Regeländerungen gegeben hat. Die Leute sind dankbar, wenn man sie ihnen erklärt. Das betrifft vor allem die gravierendste Veränderung, die Einführung des Videoassistenten. Da hat es einen großen Klärungsbedarf gegeben.

Es stellt sich die Frage, ob es einen Bezug dieser beiden Bereiche gibt – Fußballregeln, Schiedsrichter und Antisemitismus. Samuel Salzborn machte zuletzt die Notwendigkeit einer Prävention von Antisemitismus stark. Dies kann ihm zufolge durch die Ausbildung von abstraktem Denkvermögen gehen. Ein Beispiel bei ihm ist gerade die Einübung abstrakter Regelmäßigkeit im Sport. Man könnte ja sagen, dass du etwas Ähnliches mit deinem Podcast auszubilden versuchst.

Es würde meine eigene Rolle überschätzen zu sagen, dass Leute, denen ich die Fußballregeln beibringe, stärker vor Antisemitismus gefeit sind oder es besser vermögen, ihn in Frage zu stellen. Da kann ich die Wirkung auch gar nicht selbst beurteilen. Ich würde Samuel aber zustimmen, dass es diese Wirkung grundsätzlich gibt. Die Vorwürfe und Anschuldigungen, die oft kommen, die Verve, mit denen diese geäußert werden, eine deutliche Neigung zu groben Vereinfachungen, zu Populismus, zu Schwarz-Weiß-Denken, zu Freund-Feind-Schemata, zu Verschwörungstheorien und zum Suchen eines Sündenbocks ist da weit verbreitet. Das erinnert mich tatsächlich manches Mal an die Struktur und

Wirkungsweise des Antisemitismus. Man sollte aber die Kirche im Dorf lassen, es geht schließlich nur um Fußball. Gleichzeitig muss ich aber auch sagen: Diejenigen aus der antisemitismuskritischen Szene, die sich mit Fußball beschäftigen, die erlebe ich zum Großteil auch in Bezug auf den Fußball und besonders auf das Schiedsrichterwesen als ausgesprochen reflektiert. Wenn es in diese Richtung funktioniert, dann in die andere Richtung ja vielleicht auch.

Du machst auch regelmäßig Workshops an Schulen, vor allem zum israelbezogenen Antisemitismus. Wie schätzt du die diesbezügliche Situation im Schulunterricht aktuell ein?

Die Workshops verlaufen unterschied-



lich. Meistens teilt das Lehrpersonal, das mich eingeladen hat, meine Einschätzung, dass der israelbezogene Antisemitismus derzeit die akuteste Spielart des Hasses gegen Jüdinnen und Juden ist. Ich habe aber auch schon eine vordergründig äquidistante Haltung erlebt, also Lehrerinnen und Lehrer, die gesagt haben: Wir beziehen im „Nahostkonflikt“ keine Stellung, alle Seiten haben irgendwie Recht, man wird doch wohl noch Israel kritisieren dürfen. Bei einem Workshop im Bergischen Land war ich mal mit 20 Schülerinnen und Schülern konfrontiert, die kurz vor der Veranstaltung mit mir einen extrem auf Emotionen setzenden palästinensischen Propagandafilm gezeigt bekommen hatten, in dem die Israelis als brutale Besatzer dargestellt wurden. Es war nicht so einfach, den ganzen Unsinn, der in diesem Film vorkam, geradezurücken. In einem anderen Workshop sollte ich 25 Schülerinnen und Schüler auf eine Israelreise vorbereiten. Die haben total positiv auf den Workshop reagiert. Als sie aus Israel zurück waren, hat mir ein Lehrer erzählt, dass es vor Ort zu großen Problemen gekommen ist. Teil des Programms war eine Begegnung mit einem – angeblich ehemaligen – Hamas-„Aktivisten“. Den Lehrern war es plötzlich wichtig, den Schülern auch die „andere Seite“ zu vermitteln. Dann ist es wohl dort ziemlich eskaliert, weil die Schülerinnen und Schüler, ausgehend vom Workshop zu Hause, die Gegenargumente schon kannten und den Mann von der Hamas damit konfrontierten. Die deutschen Lehrerinnen, die auf meinen Workshop eigentlich positiv reagiert haben, haben mich dann dafür verantwortlich gemacht, dass es auf der Reise zum Eklat gekommen ist. Aber die meisten Erfahrungen an Schulen waren positiv.

Wenn man sich den Fall, den du geschildert hast, verdeutlicht, scheint es ja ein Problem zu sein, dass Schulen bei jedem Thema stets die verschiedenen Positionen gleichrangig zu behandeln haben, wie es auch im ‚Beutelsbacher Konsens‘ angelegt ist.

Den Eindruck hatte ich teilweise auch.

Die Welt besteht dann nur noch aus Narrativen, die alle gleichberechtigt und gleichwertig sein und nebeneinander stehen sollen. Nach dem Motto: „Es gibt eben verschiedene Wahrheiten, die einen sagen so, die anderen so, wie soll man sich da entscheiden?“ Das ist dann wirklich ein Problem. Eine Schule, in der ich war, hat zum Beispiel die Shoa mit der „Nakba“ parallelisiert. Die einen hätten Leid erfahren, die anderen auch, hieß es. So stand beides unvermittelt nebeneinander, das war ziemlich gruselig. Da muss man dann im Workshop sehr deutlich machen, worin die Unterschiede bestehen, und auch klar machen, dass es eine Form von Holocaustrelativierung ist, wenn man das gleichsetzt.

Es begegnen einem oft auch naive Vorstellungen von Gerechtigkeit, wie zum Beispiel, dass es ungerecht ist, wie stark Israel militärisch ist.

Diese Diskussion kommt eigentlich immer, nicht nur bei Schülerinnen und Schülern. Es wird dann Partei ergriffen für die Seite, die vermeintlich schwächer ist. Wenn man dann den historischen Kontext aufzeigt, wird klar, dass der Grund, warum die Palästinenser noch immer keinen Staat haben und weshalb sie leiden, eben nicht in erster Linie bei Israel zu suchen ist. Sie hätten schon 1948 einen eigenen Staat haben können, wie es der UN-Teilungsbeschluss vorsah, aber die arabischen Länder haben es bekanntlich vorgezogen, Israel nur einen Tag nach seiner Gründung anzugreifen – mit dem Ziel, es von der Landkarte zu radieren. Bis heute erkennen die Palästinenser den jüdischen Staat nicht an. Nicht, weil sie zu wenig Land versprochen bekommen haben oder wegen einer konkreten israelischen Politik, sondern weil es dort ein massives Problem mit Antisemitismus gibt. Wer hier Partei ergreift, muss vom Bild „David gegen Goliath“ abrücken.

Das scheint auch die Entscheidungsgrundlage vieler aktueller Entscheidungen der UN zu sein, wie du in deinem aktuellen Buch, „Vereinte Nationen gegen Israel“ zeigst. Muss

man attestieren, dass die Mehrheitsverhältnisse sich hier mittlerweile so darstellen, dass die Entscheidung einer Mehrheit der Staaten auf antisemitischen Ressentiments beruht?

Wir kommen in unserem Buch am Ende zu der Schlussfolgerung, dass die UN die größte antizionistische Organisation der Welt ist. Das ist natürlich ein markiger Satz, aber dem gehen auch dreihundert Seiten Analyse voraus. Die Vereinten Nationen haben sich im Laufe der Zeit geändert. Am Anfang gab es deutlich weniger Mitglieder, die zu meist bürgerliche Demokratien waren, mit einer rationalen Entscheidungsgrundlage. So etwas wie der Teilungsbeschluss von 1947 wäre heute nicht mehr denkbar. Die Mehrheitsverhältnisse haben sich komplett geändert. Sie sind in fast allen UN-Gremien, außer dem Sicherheitsrat, so, dass es eine quasi-automatische Mehrheit gegen Israel gibt. Und das, wie man leider sagen muss, häufig mit Zustimmung aus Europa und aus Deutschland. Wenn die nicht zustimmen würden, gäbe es immer noch eine antiisraelische Mehrheit, aber eine deutlich geringere Legitimation, als wenn diese Staaten auch noch mitmachen beim Israel-Bashing. Die Resolutionen gegen Israel sind zu einer regelrechten Verurteilungsorgie geworden.

Eine ‚Orgie‘, weil es so viele Beschlüsse gibt?

Wenn die UN-Generalversammlung tagt und 26 Resolutionen verabschiedet, die sich jeweils gegen ein einzelnes Land richten, und davon 21-mal gegen Israel entschieden wird – so war es 2018 –, dann ist das vollkommen irre. Gibt es wirklich nichts Schlimmeres auf dieser Welt? Was ist in Syrien los, was ist im Iran los, was ist in Nordkorea los? Es ist einfach absurd, was da passiert. Wenn man die Definition der IHRA [der ‚International Holocaust Remembrance Association‘, Anm. d. Redaktion] zugrundelegt, muss man sagen: Das ist eine Dämonisierung, das ist eine Delegitimierung, das sind klare doppelte Standards, die da angelegt werden. Das erfüllt also alle Kriterien des moder-

nen, israelbezogenen Antisemitismus – mit den Weihen der UN. Damit sind die Vereinten Nationen ein großer Teil des Problems und verkehren sich so in das Gegenteil dessen, wofür sie einmal angetreten waren.



Deutschland hat jüngst bei einer WHO-Abstimmung gegen die Resolution, die dort gegen Israel beschlossen werden sollte, gestimmt. Wie schätzt du das ein? Als dauerhaften ‚policy change‘ oder Strohfeuer?

Ob das einen Kurswechsel eingeläutet hat, muss man abwarten. Seitens anderer Länder hatte sich schon vorher etwas getan: Die USA sind aus dem Menschenrechtsrat ausgestiegen, die Engländer, selbst die Österreicher haben gesagt, dass sie bei den antiisraelischen Beschlüssen dort nicht mehr mitstimmen. Jetzt kam Deutschland in der WHO dazu. Vielleicht ist man es allmählich ja doch leid, bei den antiisraelischen Beschlüssen mitzustimmen, vielleicht kippt die Stimmung in die richtige Richtung. Aber das glaube ich erst, wenn es dauerhaft passiert und nicht bei dem einen Mal bleibt.

Für eine gewisse Änderung spräche vielleicht der Bundestagsbeschluss gegen die „Boykott, Divestment & Sanctions“-Bewegung (BDS).

Das interessanteste am BDS-Beschluss ist das, was gar nicht so offensichtlich

ist. Die Konsequenzen in Deutschland sind überschaubar, weil die BDS-Bewegung in Deutschland relativ klein und schwach ist, verglichen mit England und den USA. Spannender sind die möglichen Auswirkungen im Nahen Osten. Denn wenn konsequent umgesetzt wird, dass keine BDS- oder BDS-nahen Organisationen unterstützt werden dürfen, und auch alle dazu aufgefordert werden, keine finanzielle Förderung mehr zu leisten, dann muss sich fragen: Was ist eigentlich mit den deutschen Parteistiftungen in den palästinensischen Gebieten, die dort Projekte und NGOs unterstützen, die exakt diesem Kriterium entsprechen, die also BDS-nah sind oder BDS mittragen, die teilweise sogar die BDS-Bewegung mitbegründet haben, die sich deutscher Gelder erfreuen, und zwar schon seit vielen Jahren? Was ist mit den kirchlichen deutschen Einrichtungen dort oder mit humanitären Organisationen, die mit BDS-NGOs zusammenarbeiten? Es hat in den palästinensischen Gebieten nach dem Bundestagsbeschluss Demonstrationen vor deutschen Vertretungen gegeben, und es hat zwei wütende palästinensische Stellungnahmen gegeben, in denen es sinngemäß hieß: „Was habt ihr da verabschiedet? BDS ist gewaltfreier Widerstand! Das kann man mit Antisemitismus nicht vermischen.“ Und es hat Proteste von deutschen Organisationen gegeben, die vor Ort tätig sind und denen der Allerwerteste gerade ein bisschen auf Grundeis geht. Da merken jetzt schon einige, dass es eng werden könnte. Hat der Beschluss also außenpolitische Konsequenzen? Die sollte und müsste er haben, wenn diejenigen, die ihm zugestimmt haben, ihn ernst nehmen. Aber ich fürchte eher, so weit wird es nicht kommen.

In Oldenburg gab es auch einen Beschluss zu BDS, der aber deutlich weichgespülter ausfiel als im Bundestag, der nicht die BDS-Bewegung als solche verurteilt, sondern sich nur gegen Veranstaltungen richtet, wenn sie konkret antisemitisch sind.

Da muss man schon Klartext reden: Die BDS-Bewegung zieht Antisemiten an,

weil sie selbst antisemitisch ist. Punkt. Die Kernforderungen der BDS sind hier eindeutig. Ob das die Forderung nach dem sogenannten Rückkehrrecht für die Palästinenser ist, bei der vollkommen klar ist, dass die demografischen Verhältnisse in Israel so verändert werden sollen, dass die Juden in der Minderheit sind. Oder ob es die Forderung ist, die Besetzung und Kolonisation „allen arabischen Landes“ zu beenden – wobei bewusst offengelassen wird, was damit gemeint ist: nur das Westjordanland? Oder vielleicht doch ganz Israel? Da muss man klare Kante zeigen, so, wie es erfreulicherweise im Bundestagsbeschluss auch artikuliert wurde. Dahinter sollte man nicht zurückfallen.

Die BDS in Oldenburg ist international bekannt geworden durch den Aktivist Christoph Glanz, der gleichzeitig auch Lehrer an der IGS Flötenteich ist. Eine Forderung, ihn nicht mehr als Lehrer einzusetzen, wurde durch das Niedersächsische Kultusministerium abgewiesen.

Das ist ein merkwürdiger Beschluss. Wenn man die Betätigungsfelder dieser Person sieht und die Art und Weise, wie er da Agitation und Propaganda betreibt, dann liegen die Konsequenzen eigentlich auf der Hand. Das ist wirklich eine gefährliche Geschichte: Man hat es mit Heranwachsenden zu tun, mit Menschen, die einer gewissen Anleitung bedürfen und für die Lehrerinnen und Lehrer eine spezifische Funktion haben. Jemandem wie Glanz darf man es nicht überlassen, Kinder auf diesem Feld zu erziehen. Das halte ich für einen groben Fehler, dafür habe ich kein Verständnis.

Das komplette und ungekürzte Interview findet ihr auf der AStA-Website



von **Ulrich Mathias Gerr**



“Was Christen Glauben...”, 2014, anonymer Künstler

ESG-Flyer und Wandfarbe auf Fensterglas,
aufgetragen mit Swiffer™ und VHS-Kassette

“Im Frühling 2014 verließ die ESG ihr Gebäude im Quellenweg.
In der Ruine hinterließ sie neben einigen gefüllten Bücherregalen
eine Fülle künstlerisch inspirierender Mediensubstanz.” - L.R.



Das Oldenburg ein provinzielles Nest ist, an diesem Urteil führt kein Weg vorbei. Bei dem ein oder anderen historischen Ereignis jedoch, gehörten die Oldenburger durchaus zur politischen Avantgarde. So hatte die hiesige Bevölkerung etwa bereits 1932 den Weitblick, den später folgenden Ereignissen zuvorzukommen und dem deutschen Volk die erste rein nationalsozialistische Regierung zu bescheren. Entsprechend war man dann auch ganz vorne dabei, als es nach dem Krieg darum ging, den aus dem Osten gekommenen Volksgenossen zu gedenken, denen gänzlich unverschuldet so böse mitgespielt wurde. Oldenburg gehörte 1952 zu den ersten Städten, die eine Patenschaft übernahmen für die vielen deutschen Städte und Gebiete, die dummerweise nun in Polen lagen, und man ließ sich auch nicht lumpen, 5 Jahre später noch einen Gedenkstein zu spendieren. Immerhin waren 35.000 neue Bewohner aus dem Osten nach Oldenburg gekommen. Leobschütz, Hort deutscher Kultur in Schulung von SS und SA, ist als das städtische Patenkind „[u]nvergessene deutsche Stadt im Osten“, wie das Denkmal bis zum heutigen Tag über die polnische Stadt Glubczyce verkündet. Diese ehrenvolle Fürsorgepflicht gilt weiterhin und weiß die Stadt Oldenburg dadurch zu erfüllen, dass sie den wahren Ostdeutschen „eine Stätte [ist], in der sie ihre Kultur und ihr Brauchtum pflegen und hüten können“. So viel mag auch noch die Homepage aus der Patenschaftsurkunde zitieren, den Schluss des Satzes verschweigt sie lieber: [...] „um sie dereinst in das deutsche Land jenseits der Oder-Neisse-Linie zurückzuführen.“

Weil aber die Zugezogenen aus dem neuen Glubczyce gerade einmal 1.500 Personen zählten, hatte man die Idee, auf die Rückseite des Steins die Gebiete der meisten anderen Neulinge zu meisteln: Danzig-Memel-Pommern-Schlesien-Sudentenland-Ostpreussen-Westpreussen. Der übliche Revisionismus und Revanchismus der damaligen Zeit

wurde damit noch überboten. Die von städtischer Seite angemahnte Forderung, mit diesen Gebieten keine „Verzichtspolitik“ zu betreiben, übersteigt den üblichen Wahn um die Grenzen von 1937, gehörten doch die meisten damals gar nicht zu Deutschland. Bis mindestens 1967 wurde im städtischen Auftrag daran erinnert, dass das Mahnmal die Pflicht der Oldenburger symbolisiere, bis einst „zur Wiedervereinigung der Ostgebiete“. Mit dem Dank der heimatlosen Patenkinder ging dann

auch eine Warnung einher, waren diese Provinzen doch zuvor der „Wall gegen die Expansion der Slawen“.

Als dann Deutschland in den ersten Zügen der Aufarbeitungsweltmeisterschaft bemerkte, dass es noch andere Opfer als die Deutschen selbst gegeben haben musste, geriet die Stadt in eine Peinlichkeit: Eine neue Denkmalinitiative wollte in der Nähe der ehemaligen Synagoge mit ihrem Gedenkstein an die vertriebenen und ermordeten Juden erinnern. Blöd nur, dass man dort schon der Deutschen erinnerte, weswegen man sensibel bei den Neuverheimlichten nachfragte, ob es in Ordnung wäre, wenn dort noch ein weiteres Denkmal stünde. Zwar wurde der neue Stein 1967 aufgestellt, aber, um nicht zu kurz zu kommen, wollte man den immer noch bestehenden Altheimatsträumen einfach mit einem weiteren, größeren Denkmal erinnern. Dafür hat es dann nicht mehr gereicht, auch wenn es noch in den 2000ern eine weitere Initiative gab. Immerhin haben sich rund um Oldenburg um die 70 solcher Denkmäler, Plaketten, Wegweiser usw. angesammelt, die das Leid des deutschen Opfers beklagen. Mit diesem Ablauf der Ereignisse kann Oldenburg als Beispiel für

die Bundesrepublik insgesamt gelten, finden sich doch in jedem noch so kleinen Dorf im Westen tonnenweise Findlinge, Wegweiser, Plaketten usw., die die ehemaligen Ostgebiete betrauern.

Was früher noch State of the Art war, ist heute zumeist als ewig gestrig, rückwärtsgewandt und revanchistisch verpöhnt. Das Problem mit den Spätaussiedlern scheint sich zunächst von selbst zu erledigen: Die Mitglieder sterben, die Vereine müssen aufgelöst

werden. Aber vor allem sind die aktuellen Grenzen Deutschlands mit den veränderten politischen Realitäten, den Warschauer Verträgen von 1970 und dem Zwei-plus-Vier-Vertrag von 1990 auch völkerrechtlich lange anerkannt. Es steht außer Frage, dass diese Entwicklung manche besonders hässlichen Vereine und Vertreter der Vertriebenen nicht daran hindert, zuweilen noch mit Holocaustleugnung, Gebietsansprüchen und Kriegsschuldfrage zu rasseln. Doch die aktuelle offizielle Politik des Bundes der Vertriebenen [BdV] trifft das weniger. Das Unverständnis gegenüber Nationalsozialismus und Holocaust hält sich im klassischen Rahmen von interessierten Missverständnissen der bürgerlichen Mitte. Die alten Widerstände gegen begriffliches Durchdenken der Vergangenheit bei gleichzeitiger Wahrung nationalstaatlicher Identität sind längst transformiert. Schuldfrage und Opferstatus werden unter veränderten Vorzeichen und Vokabular eher auf einer Linie mit höchsten staatlichen Verlautbarungen gebracht.

Das Bewusstsein, dass Auschwitz ein deutsches Verbrechen war, dass Nationalsozialismus und Krieg von deutscher Aggression ausgingen, wird heute zum

Schlussstein Ost



Gedenkstein an der Peterstraße

Vorzug des propagierten deutschen Selbstverständnisses, qua Schuldbewusstsein und gelungener Aufarbeitung moralisch überlegen zu sein. Niedersachsens Ministerpräsident Weil verkündete entsprechend stolz: „[N]ach meinem Dafürhalten zählt es zu den großen, zu den ganz großen Vorzügen unseres Staates, dass unser Gemeinwesen bereit und in der Lage ist, die eigene Vergangenheit nicht ad acta zu legen, sondern sich mit ihr auseinanderzusetzen. International steht die Bundesrepublik beispielhaft für die gelungene Erinnerungsarbeit eines Staates. So schwer das ist und so unvollkommen unsere Bemühungen in dieser Hinsicht immer bleiben müssen, ich glaube, wir können sagen, wir geben uns in der Bundesrepublik alle Mühe, aus der eigenen Geschichte zu lernen.“

Der ausgemachte „Zivilisationsbruch“, der einfach die Traditionslinien vor und nach dem Nationalsozialismus samt Holocaust komplett von diesem abschneidet und das ‚Unrechtsregime‘ unvermittelt in und aus der Geschichte springen lässt, soll in scheinbar antifaschistischer Manier niemals vergessen, ewige Warnung sein. Zugleich aber gehört „das Verbrechen an den europäischen Juden [...] zur deutschen Geschichte und Identität unabtrennbar dazu“, wie Bundespräsident Steinmeier betont. Nicht nur geschichtlich, sondern auch identitär sollen die Taten der Nationalsozialisten verknüpft sein mit dem deutschen Nationalbewusstsein, auf das man zugleich stolz sein kann. Dies ist keine sprachliche Verwirrung, sondern ständig aktualisiertes Programm der Spitze deutscher Politik, aber auch derjenigen der Restbestände des Bundes der Vertriebenen. Zugleich soll aber mit dieser neuen geläuterten Vaterlandsliebe nicht übertrieben werden, war doch der Nationalsozialismus eigentlich ein „entfesselte[r] Nationalismus“ wie Steinmeier nicht müde wird zu betonen. Die so umgelogene Grundlage des Nationalsozialismus, dem gerade der Staat als Mittel zum höheren völkischen Zweck dienen sollte und damit kein genuiner Nationalismus war, kann damit umso besser gegen ausscheren-

de, auf ihre nationalen Interessen pochende EU-Mitgliedsländer oder das beständig lernunwillige Israel eingesetzt werden.

Zu diesem staatlich propagierten Anti-Nationalismus gehört auch das Mantra des Werts der Kultur, in dem sich das eigentliche Leid der Menschen umso besser verstecken lässt. Bundeskanzlerin Merkel besinnt daher: „Die Pflege des deutschen Kulturerbes im östlichen Europa ist uns ein besonderes Anliegen. Denn dadurch offenbart sich, wie viel uns miteinander verbindet. Wir erleben in Europa Bewegungen, die verstärkt nationalistische Tendenzen betonen. [...] Auch deshalb liegt mir sehr viel an Projekten, die unser gemeinsames kulturelles Erbe unterstreichen.“ Verbunden mit dem Gejaule des „Rechts auf die Heimat“ (Charta der Vertriebenen) ist heute weniger ein wirkmächtiger Revanchismus als vielmehr und vielleicht stärker durch alle politischen Spektren als je zuvor, die Affirmation des Geschlagenseins des Individuums an die Scholle und den warmen Mief von Familie und Tradition. Nicht das Aufbrechen dieser Ketten also, wie es von einem modernen Staat zu erhoffen wäre, sondern das Festzurren und Einrichten der Individuen in der Heteronomie der Lebensverhältnisse ist das Ziel, ohne Hoffnung auf aufgeklärte Befreiung. Um die Einzelnen geht es ohnehin nicht, man trauert nicht über das individuelle Leid und die Toten, sondern über verlorene Kulturidentität: „Es [das Verbrechen an den europäischen Juden] gehört schon deshalb dazu [zur deutschen Identität], weil das Menschheitsverbrechen an den Juden einen unersetzlichen Verlust auch für die deutsche Kultur bedeutete“ (Steinmeier). Modern verbleibt das Oldenburger Denkmal in der Peterstraße also in der Eskamotierung der Individuen, doch der Zweck für den das geschah, die Rückerlangung der Ostgebiete, fällt in die Provinzialität zurück. Die Schuldgemeinschaft denkt längst entgrenzt.

von **Gustav Cornelius Adalbert von der Keffenbrinck**



Fortschritt und Regression – Zur dritten „Istanbul-Oldenburg Critical Theory Conference“

Zum zweiten Mal findet in diesem September die kritische Theorie Konferenz in Oldenburg statt, die einst in Istanbul begann.

Die Kongressreihe startete 2016, drei Wochen vor dem Militärputsch. Schon im Vorfeld des Putsches war die Lage für kritische Wissenschaftler_innen in der Türkei heikel. „Einige von uns hatten 2016 eine Petition unterschrieben, für Frieden und Wissenschaftsfreiheit. Da kamen dann schnell Gerüchte, dass wir angeklagt werden sollten. Es war also auch bei der ersten Konferenz schon eine gefährliche Lage für einige von uns.“, erinnert sich Volkan Çıdam, einer der fünf Personen im Organisationsteam. Die öffentliche Liste wurde gegen die Beteiligten genutzt - viele verloren allein durch die Unterschrift zu dieser Petition ihre Stellung. In diesem Klima war es nicht mehr möglich, eine weitere Konferenz, noch dazu zu politischen, kritischen Themen, in der Türkei stattfinden zu lassen. Da mit Philip Hogh ein wissenschaftlicher Mitarbeiter der Uni Oldenburg an der Organisation beteiligt war, fiel die Wahl auf den Standort der Uni Oldenburg leicht, an der es mit der Adorno-Forschungsstelle außerdem auch eine institutionelle Anbindung zum Forschungsbereich gibt. „Damals war noch der Plan“, so Çıdam, „es abwechselnd in Istanbul und Oldenburg zu machen. Das ist auch nach wie vor die Idee. Dafür muss sich aber die politische Lage in der Türkei ändern, was bislang noch nicht passiert ist. Deswegen haben wir die zweite Konferenz „im Exil“ genannt. Ich hoffe, dass wir sie eines Tages auch wieder an der Boğaziçi University veranstalten können.“

Eine Schwierigkeit der internationalen Ausrichtung der Konferenz ist dabei, dass die „Critical Theory“ in ihrem Namen international, keinesfalls von allen gleich verstanden wird. Dazu Philip Hogh: „Ich finde es immer sehr schwierig, das auf einer abstrakten Ebene zu klären. Wenn man sich mit bestimmten Phänomenen der Gegenwart beschäftigt, und das versucht aus der Perspektive der kritischen Theorie zu analysieren oder zu kritisieren, dann wird man schon feststellen, ob man derart unterschiedliche Ansätze hat, oder eben auch nicht.“

Ist dieser Unterschied schon allgemein problematisch, so ganz besonders hinsichtlich des Themas der aktuellen Konferenz: Geschichte, Fortschritt, Kritik. Die Kritik am Glauben eines ‚einfachen‘ Fortschritts zieht sich durch die Schriften und aktuellen Arbeiten der kritischen Theorie in der Tradition der Frankfurter Schule. Die Theorie trägt dabei zum Verständnis bei, wie so etwas wie die autoritäre Wende in der Türkei verstanden werden kann. Wieso reagieren Menschen auf die Möglichkeit technischen Fortschritts mit einer gesellschaftlichen Regression, in diesem Fall also



Das komplette Interview:



einen nationalistischen Partei- und Führerkult? „Die entscheidende Frage ist,“, bemerkt Philip Hogh, „und darin ist die „Dialektik der Aufklärung“ leider immer noch sehr aktuell, warum gerade in Zeiten, in denen der technische Fortschritt beeindruckend ist, die Möglichkeit, Krankheiten zu heilen, Nahrungsmittel zu produzieren und alle möglichen anderen Dinge besser zu machen als in der Vergangenheit, warum man genau in solchen Zeiten, also auch jetzt, einen beängstigenden autoritären Backlash erlebt, und das weltweit.“

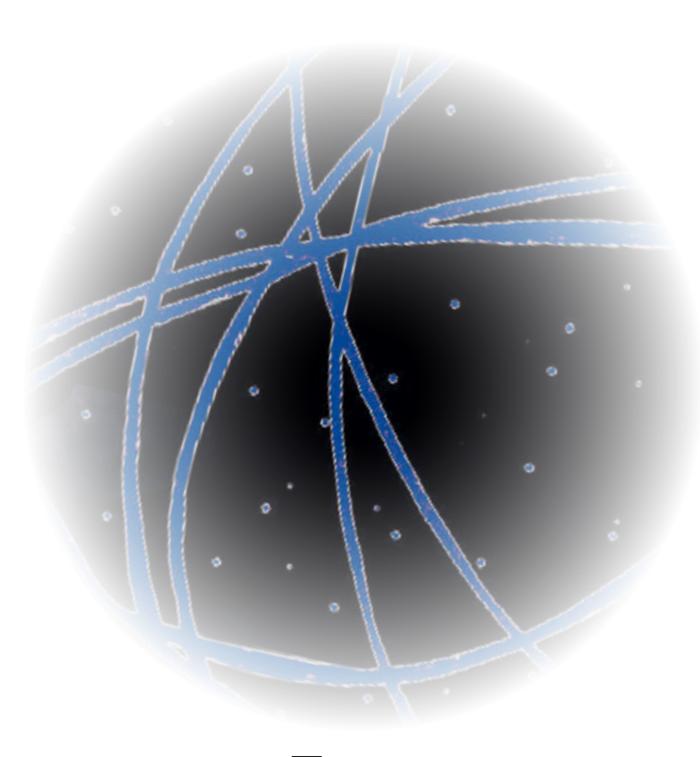
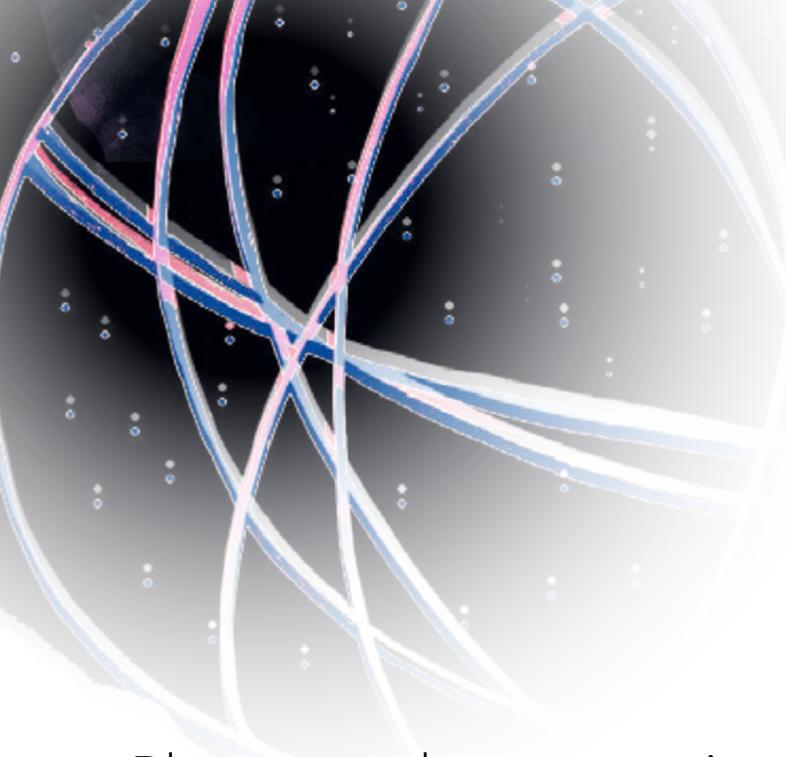
Dieses Verhältnis – von technischem Fortschritt und gesellschaftlichem Rückschritt – ist eine zentrale Überlegung der Geschichtsphilosophie der kritischen Theorie. Dass es so etwas wie einen linearen Fortschritt gibt, scheint in Zeiten von „Fridays for Future“ keine Position mehr zu sein, die allseits geteilt ist. Aber wie man, zuletzt bei Steven Pinkers Buch „Enlightenment Now“ sah, oder auch wenn man einmal Podcasts oder Ted Talks von den Granden des Silicon Valley anhört, dann ist der Gedanke alles andere als passé. Und es stellt sich die Frage, ob die Reaktion auf eine bedrohlich wahrgenommene Zukunft, wie sie bei Friday for Future vertreten wird, nicht auch auf regressive Elemente baut – sich auf die Masse zu verlassen, auf das Gefühl der Angst und einen unmittelbaren Aktionismus zu fordern etwa. Wie sich dieses Verhältnis von Fortschritt und Regression denken lässt ist also eines der zentralen Themen der Konferenz. Hogh: „Ich bin sehr zurückhaltend gewor-

den in der Verwendung des Fortschrittbegriffs. Ich finde es präziser, bestimmte Phänomene in ihrer Negativität darzustellen als eine Theorie darüber zu entwickeln, wie es besser wäre.“

Das Thema der Konferenz zielt also einerseits darauf, die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen der vergangenen Jahre besser verstehen zu können. Das berührt eines der zentralen Probleme, die sich die kritische Theorie immer stellte, nämlich die nach dem Verhältnis von Theorie und Praxis. Die eine Seite auf Kosten der anderen aufzugeben, ist gerade das, wogegen man sich abgrenzt. Auf einen möglichen Fehlschluss hinsichtlich der Praxis weist Volkan Çıdam hin: „Es sind die Populisten, die einen Aktivismus fordern, der die Welt unmittelbar verändern könnte. Theorie hat ihre Schranken. Aber weil wir sie dem Denken unterwerfen, verändern wir unsere Position, wie wir Gesellschaft denken, und damit verändern wir auch bereits die Gesellschaft. Das ist das, was ich unter der Einheit von Theorie und Praxis verstehe.“

Die Konferenz findet vom 12. bis zum 14. September an der Uni Oldenburg statt. Für die kostenlose Teilnahme kann man sich unter criticaltheoryistanbul@gmail.com anmelden. Informationen zur Repression von Akademiker_innen unter: <https://barisicinakademisyenler.net/English>

von **Ulrich Mathias Gerr**



Phantomschmerzen eines vergessenen Traums

Und es bleibt Dr. Marthin Luther Kings Satz nur
im Plusquamperfekt,
Ich hatte einen Traum.

Wir teilen Büchsen voller Ravioli,
in diesen Tagen in denen Nostalgie
noch nicht zum Sprachschatz gehörte
in denen die Tage sich grüßten
die Nostalgie werden würden.

Ich hatte mal einen Traum,
und eine Katze, so groß wie ein Hund,
und die ging viral, die ging viral,
sie starb an einem viralen Infekt
Infarkt
ist Fakt
ist geschrieben worden im Buchstabensalat
auf ihrem
Grabstein
im Vorgarten der Vernunft.
Als Tod noch ein schreckliches Wort war,
dass man nicht einmal mehr verstehen konnte,
keine Worte hatte,
für den einfachen Fakt,
dass ganz am Ende
am Boden der Pandorabüchse
die Hoffnung ist.

Das Ende ist Hoffnung.
Ich hatte mal einen Traum,
und den hab ich vergessen
seit so langer Zeit, dass ich fast
vergesse, wie lang es ist, dass ich vergaß.
Ich hatte den Traum,
den erkenne ich nur noch wie einen Phantomschmerz.
Es juckt wie ein amputierter
Armstiel.

Wie die Katze ohne Arme
heult in die Nacht behende.

Wo kratzt man sich, wenn es juckt, wo Nichts ist?
Wo juckt es, da, im
chts?

Was ist das für eine Leerstelle,
des amputierten Traums.
Und an dem Tag
an dem ich mich
nach langen Jahren
ohne jede Qual
mit viel Sekt
und Geschenke der Enkel,
im Haus am Waldrand der Stadt eines Zeitalters
niederließ ihn cosy, und
und im Sessel pupste,
die Luft war warm und gemütlich,
verblasste die Erinnerung,
das ich einen Traum,
hatte.

Nur Nachts, wenn die Mücke
ums Ohr summt
weil was zu stechen wäre unter der Bettdecke west
kommt der Traum wieder
namens

Ich hatte einen Traum.
Was für ein süßes Gefühl da
im Mückenflügel summt,
den ich im Schlaf
zerdrücke.

Ich will schließlich schlafen!

von **Gudrun Schlecht**

Feuerlöscher



Wenn man im Winter in die Eingangshalle des Schönen Museums kommen wollte,
dann musste man zunächst eine große Tür öffnen,
in den Zwischenbereich,
von nicht mehr draußen, aber auch noch nicht drin vordringen,
durch den heißen Dampfstrahler, der die Kälte fern halten sollte,
nicht Bakterien desinfizieren.

Drin Feuerlöscher,

verzerrt

Toilette,

Readymade? Ready, mate!

Dann wieder draußen, eine Performance:

alle liefen über die Ampel, hin und her, als wären es viele Menschen, es war aber nur einer, oder zwei.

Und dann, dann sagte ich mir, dass die Performance und ich, dass wir keine Freunde mehr werden würden. Ich wurde dann doch ein Freund der Performance.

Aber das war einige Jahre später, und es passierte auch nicht an einer Ampel, sondern an einem Kontoauszugsautomaten.

Der Kontoauszug hatte sich entschieden, mir meine eigene Geschichte zu erzählen. Es war eine kurze Geschichte. Sie war auch nicht sehr aufregend, und ihre Protagonisten trugen recht ähnliche Namen: Riester,

ein Umzugsunternehmen (von Universitäts- in Kleinstadt),

eis.de,

den Namen meiner Schwester und Happy Birthday!

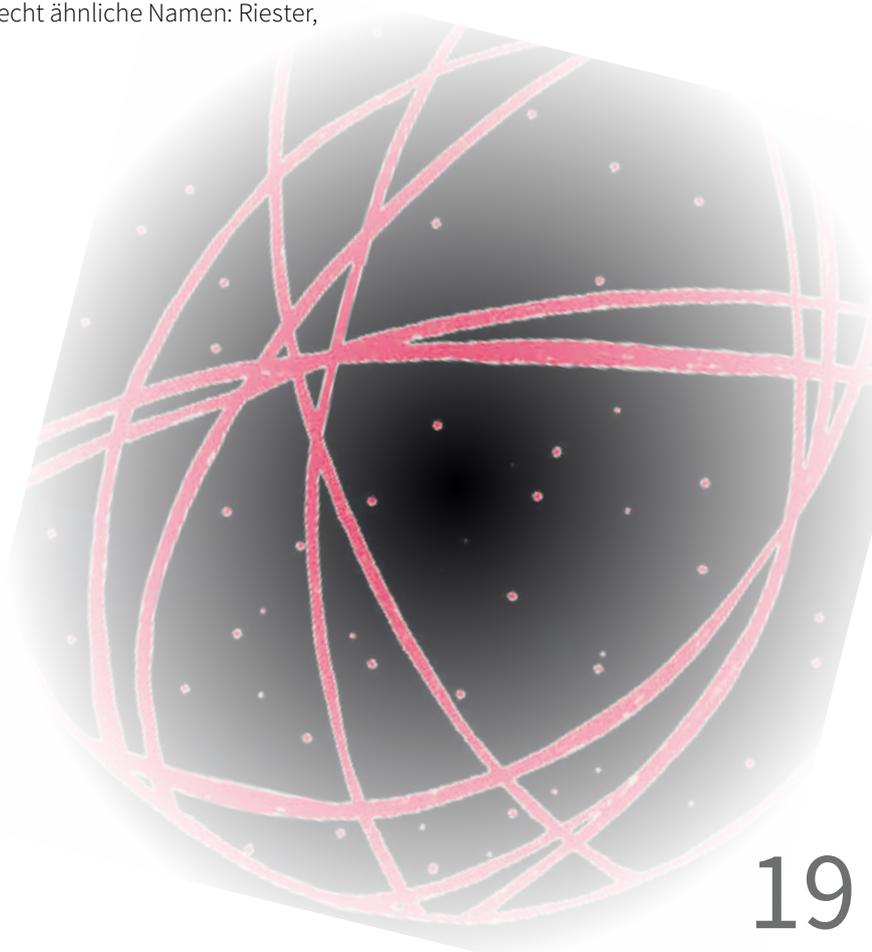
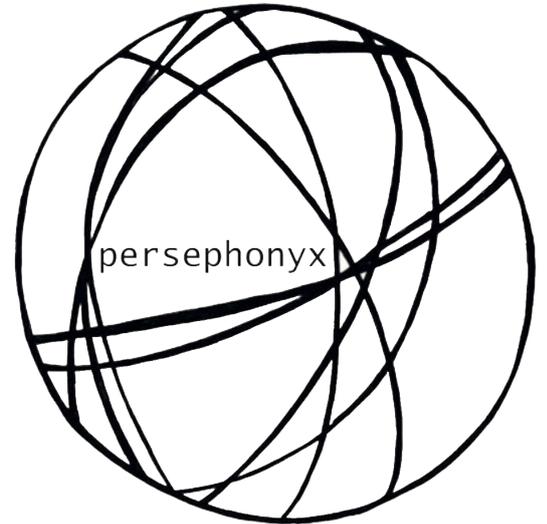
Aber ich hatte gar nicht mehr Geburtstag,

und wo ich bin, da

hängen

Feuerlöscher.

von **Detlef Holz**





Die World CUR ist so etwas wie die Weltausstellung für die neuste, eigenständige Forschung von Bachelorstudierenden. Die meisten Uniangehörigen werden davon etwas mitbekommen haben, wenn auch die ein oder andere dadurch, dass zahlreiche Veranstaltungen ausgefallen sind. Der Kongress fand so hauptsächlich im großen Hörsaalgebäude statt. Bekanntermaßen steht hier in großen Lettern der Satz des Oldenburger Philosophen Karl Jaspers: „Wahrheit ist, was uns verbindet“.

Das könnte auch das inoffizielle Motto der World CUR sein. Das jedenfalls war der Anspruch der Studierendenkonferenz: die 400 Konferenzteilnehmer_innen zu prinzipiell allen Forschungsdisziplinen, aber unter dem Banner einzelner Forschungszweige, zu einer Debatte kommen zu lassen, und so internationalen Erkenntnisgewinn und Austausch zu erzielen. Der Anspruch einer geteilten Wahrheit betraf hier nicht nur die Forschung, sondern auch, und das ist der zweite große auszumachende Schwerpunkt der Konferenz, die gesellschaftliche Verantwortung, die in der Wissenschaft gesehen wird.

Über die jeweiligen, teils sehr speziellen Forschungsergebnisse hinaus, die in einer eigenständigen Ausgabe des forsch!Magazin noch veröffentlicht werden, war der Kongress eine gute Gelegenheit, um über ihn selbst etwas zu lernen – etwa Erkenntnisse über Vorstellungen zu gewinnen, die sich

Wahrheit & Konkurrenz – Erkenntnisse der World CUR 2019

Teilnehmer_innen machen, die aus Ländern kommen, mit denen man nicht oft die Gelegenheit hat, zu sprechen. Durch eigene Konferenzstipendien war es auch Studierenden aus Ländern möglich gemacht worden, teilzunehmen, die man sonst selten bis nie auf Kongressen sieht. Ist man sonst auf Tagungen, auch auf solchen, die sich als international verstehen, ist es schon auffällig, dass die überwiegende Mehrheit aus europäischen Ländern und Nordamerika kommt. Durch die Stipendien erweiterte sich dieses Feld auf alle Kontinente und über 30 Länder. Der Effekt dieser Internationalität, und dafür genüge ein Blick beim abendlichen Conference Dinner, war dennoch nicht die Auflösung aller Unterschiede, sondern es war ein Effekt

zu beobachten, den die amerikanische Psychologin Beverly Daniel Tatum in dem Titel ihres Buches „Why are all the black kids sitting together in the Cafeteria?“ auf den Punkt brachte. Es bildeten sich also zahlreiche Gruppen, die in der äußeren Heterogenität auffallend homogen strukturiert waren.

Im Laufe der mehrtägigen Tagung konnten wir mit in einer ganzen Reihe an Teilnehmer_innen kurze Interviews und Gespräche führen. Wir haben dabei gefragt, was sie sich von der Teilnahme an der Konferenz versprechen, was sie daraus ‚mitnehmen‘ wollen, was sie bereits gelernt haben und was sie in den Begegnungen mit anderen



Im Mai fand nach mehr als zweijähriger Vorbereitungszeit der „World Congress on Undergraduate Research“ an der Uni Oldenburg statt.

Forschungen und anderen Teilnehmenden überrascht hat.

In den Kurzinterviews wurde fast immer das wahrheitsverbindende Moment von Wissenschaft im Allgemeinen und der Konferenz im Besonderen betont. Von kulturellen Unterschieden wollte man diesbezüglich nur im Stil von kleineren Anekdoten erzählen. Weit entfernt vom Kulturrelativismus, der hierzulande die Diskussion über die Internationalität der für bloß ‚westlich‘ erklärten Wissenschaft nicht selten dominiert, bedeutet in vielen Ländern Wissenschaft offenbar immer noch ganz konkret das Refugium, in dem es gerade nicht um Religion und nicht nur um ‚Narrative‘ geht. Das mag aus der Sicht einer Gesell-

schaft, in der die Wissenschaft und ihre Institutionen die Debatte stark bestimmen, erstmal gewöhnungsbedürftig sein. Aber erst wenn diese Debatte in einem Land durch religiöse oder nationale Gemeinschaften bestimmt sind, bekommt der allgemeine Anspruch von Wissenschaft eine Dringlichkeit, als der befreiende Faktor, der die Universität für viele immer noch ist.

Die Wissenschaft als Wettbewerb

Gleichzeitig ging die Beurteilung von Wissenschaft vor allem hinsichtlich einer Eigenschaft auseinander. Es entsprach darin durchaus dem Charakter der World CUR, die von ihrem Anspruch und ihrer Sprache als eine Art Weltmeisterschaft des Undergraduate Research erscheint, dass die Konferenz von einem Teil der Teilnehmer_innen

nicht zuletzt als eine Art Wettbewerb betrachtet wurde. So drückte es zum Beispiel Barham Abalrahman von der Sulsimani University Kurdistan aus: „We are pushing us. I already look forward to going home and make even better research.“ Hier ist dann wohl auch ein kultureller Unterschied auszumachen: die europäischen Teilnehmer_innen schienen diesen Wettbewerbsgedanken eher zurückzuweisen. Der Grund dafür liegt aber wohl darin, dass die Studierenden in Europa und den USA in ihren eigenen Augen nicht mehr das erreichen müssen, was diejenigen aus unterprivilegierten Ländern in ihrer Ansicht noch nicht haben, nämlich die Anerkennung gleichwertiges Mitglied der internationalen Forschungsgemeinschaft zu sein. Das wurde in Fällen wie etwa bei der Sulsimani University deutlich: überhaupt eine Universität zu sein heißt, dass gewisse Grundbedingungen gegeben sein müssen, in diesem Fall schon ganz banal die Existenz Kurdistans. Unterstützt wurde die Haltung der (wenn auch freundschaftlichen) Konkurrenz auf dem Kongress durch die Auslobung eines Preises für das beste Forschungsprojekt. Wenn man bei Twitter den offiziellen Hashtag des Kongresses verfolgte, namentlich „world cur 2019“, dann hatte man bei einem unachtsamen Lesen den Eindruck, dass es hier die ganze Zeit nur um einen internationalen Wettbewerb und ums Gewinnen ging. Es dauerte ein paar Tweets, bis klar wurde, warum: unter dem gleichen Hashtag schrieben auch die Zuschauer der parallel laufenden Cricket Weltmeisterschaften.

„Die Kluft zu überwinden ist die wahre Herausforderung für alle, die Hochschulpolitik machen“

Interview mit dem Wissenschaftsblogger J. M. Wiarda

Seit 2015 bloggt der Journalist und Wissenschaftsmoderator J. M. Wiarda auf seinem gleichnamigen Blog (jmwiarda.de) über neuen Entwicklungen in der Wissenschafts- und Hochschulpolitik.

Ein Interview zu seinem Blog, aktuellen hochschulpolitischen Entwicklungen und Herausforderungen in der demokratischen Gestaltung der Universität.

Können Sie sich noch an Ihren ersten Blogbeitrag erinnern?

Ja, der hatte zu tun mit der Drittmittelflut, mit der deutsche Universitäten konfrontiert sind. Wie gehen sie damit um? Wie kommt es zu solchen Phänomenen, dass Universitäten sich „zu Tode siegen“, sprich immer mehr Drittmittel einwerben, das aber auf Kosten der Substanz und vor allem der Lehre geht. Das war das Thema des ersten Blogbeitrags.

Viele Ihrer Beiträge sind kritisch gegenüber aktuellen Entwicklungen in der Hochschule. Haben Sie eine Vorstellung davon, wie Wissenschaft sein sollte, an der Sie die Wirklichkeit messen?

Nein, es ist die journalistische Position eines Beobachters, aber schon eines Beobachters mit Erfahrung. Das heißt ich kenne das System von außen und von innen ganz gut. Und daraus versuche ich, die Perspektive zu entwickeln auf das System, die aber natürlich eine subjektive Perspektive ist. Tatsächlich ist es so, dass ich neben dem Anspruch, in meinem Blog Informationen zu liefern, die man möglichst nirgendwo anders findet und eine Versorgung mit diesen Informationen zu bieten, dass ich auch den Anspruch habe eine kritische Stimme zu bieten. Das sind die beiden Ideen, die den Blog ausmachen: Informationen, die man sonst nirgends bekommt und eine Perspektive und Einschätzung, die einem Orientierung geben oder an der man sich reiben kann.

Ein wichtiges Thema in der jüngsten Berichterstattung Ihres Blogs war der neue Hochschulpakt, der die deutsche Hochschullandschaft bis 2030 mitbestimmen wird. In der Uni, besonders unter Studierenden, sind diese sehr weitreichenden Entscheidungen kaum ein Thema. Wundert Sie das manchmal?

Aus einer normativen Perspektive: Ich wundere mich, warum insgesamt im Wissenschaftssystem und in den Hochschulen sich sehr wenige Leute für Wissenschafts- und Bildungspolitik interessieren. Das wundert mich grundsätzlich, weil sie doch direkt davon betroffen sind. Ich wundere mich aber auch, warum eine breite Öffentlichkeit oft wenig Interesse hat an Wissenschaftspolitik. Es wundert mich, wie wenig Berührungspunkte viele Menschen hier zu haben scheinen. Und sei es nur aus dem Blick des Steuerzahlers, in einem Augenblick, wo im Wissenschaftspakt 160 Milliarden Euro verplant werden. Das wundert mich schon und es ist auch ein Ziel, das ich habe, die Themen durch die Berichterstattung mehr zu debattieren und meine Leser zum Nachdenken zu bringen über die Rolle der Wissenschaft in der Gesellschaft. Das ist mir wichtig.

Zusammen mit dem Hochschulpakt fiel auch die Entscheidung über die Mittelvergabe über den ‚Qualitätspakt Lehre‘, die geringer ausfiel, als viele sich erhofft hatten. Kann man das als Signal verstehen, wie wenig wichtig die Universitätslehre seitens der Politik genommen wird?

Ich würde das Finanzvolumen nicht als Statement für die Lehre an sich nehmen, sondern als Statement, wie wichtig – oder eben nicht – der Politik die *Innovation* in der Lehre ist. Denn die Lehre an sich ist ja auch durch den Zukunftsvertrag, also die Hochschulpaktnachfolge, abgedeckt. Aber die Frage, welchen Stellenwert die Lehre im Verhältnis zur Forschung hat, welchen Stellenwert Innovationen in der Lehre haben, für die Karrierewege von Hochschullehrer_innen, da würde ich doch sagen, dass das Statement natürlich nicht optimal ist, wenn man sich die Größenverhältnisse ansieht. Ich halte jedoch die Einrichtung einer eigenen Förderorganisation für die Innovation in der Hochschullehre für ein sehr wichtiges und positives Signal. Jetzt kommt es darauf, dass auch die Umsetzung so ist, dass man sagen kann, dass da eine eigene und unabhängige Organisation entsteht. Auch wenn es, wie dort die Kompromissfindung nunmal ist, unter dem Dach einer bestehenden Organisation sein soll, muss sie inhaltlich und strategisch doch komplett unabhängig werden.

Sie waren gerade als Moderator des ‚World Congress on Undergraduate Research‘ in Oldenburg. Dort ging es um studentische Forschung. Die große Bedeutung dieser in der Lehre wird von den meisten betont, aber man hat den Eindruck, dass manches in der Umsetzung versandet. Wie ließe sich die Situation verbessern?

Zumindest wird mehr als früher über diese Frage diskutiert. Ich glaube am



Und die Professorenmehrheit?

Ich glaube, dass dort eine Öffnung denkbar ist. Aber nicht in dem Sinne, dass dann Studierende am Ende genauso viel zu sagen haben wie Wissenschaftlerinnen. Sondern, dass künftig nicht mehr so klar differenziert wird zwischen Professoren auf der einen Seite und wissenschaftlichen Mitarbeitern auf der anderen Seite. Am Ende könnte nicht mehr die Professur entscheidend sein, sondern allgemein die Erfahrung als Wissenschaftler oder Wissenschaftlerin. Dass also die Professorenmehrheit zu einer Art Wissenschaftlermehrheit wird, vielleicht nach der Promotion+x. Das könnte ich mir vorstellen. Aber es wird, auch wenn ich mir die Rechtsprechung des Verfassungsgesetzes angucke, nie so sein, dass da eine völlige Gleichberechtigung aller Statusgruppen am Ende stehen wird.

Das von Ihnen skizzierte Modell hätte die Schwäche, dass es durch die berufliche Abhängigkeit der wissenschaftlichen Mitarbeiter von den Professoren auch dann keine ganz freie Entscheidung wäre. Es hängt von den ökonomischen Beschäftigungsverhältnissen ab.

Das stimmt, ist aber eine andere Frage. Da sind wir nicht bei dem Thema, dass das Verfassungsgericht irgendwann sagen könnte: Wissenschaftlermehrheit bei Promotion+x. Damit wäre noch nichts gesagt über die Beschäftigungsbedingungen. Man kann in dieser Frage zwischen einer formalen und einer inhaltlichen Wissenschaftsfreiheit unterscheiden. Wie frei kann ich wirklich agieren, wenn ich abhängig beschäftigt bin? Aber diese Frage kann und wird nicht das Verfassungsgericht klären.

Man sieht daran aber vielleicht, wie sich verschiedene Themenbereiche eng berühren.

Richtig, das ist das was ich meinte, als ich fragte, was eine Viertelparität wert wäre, wenn gleichzeitig die Legitimation in Frage steht, weil bei allen Statusgruppen nur eine Minderheit der Wahlberechtigten an der Wahl teilnimmt. Diese Frage muss man sich auch stellen: ob wir nicht zusehen müssen, ein Governancemodell zu entwickeln, was Partizipation auch

Ende geht es über Anerkennung. Ich habe gerade die Förderorganisation erwähnt. Wenn die Fördermittel vergeben und wenn Hochschullehrer_innen sich auszeichnen können, indem sie dort erfolgreich Projekte beantragen, wird das sicher zu einer stärkeren Anerkennung führen. Aber natürlich kann das nur ein kleiner Baustein sein. Solange wir so schlechte Betreuungsschlüssel an der Hochschule haben, ist die Lehre nichts, wo die meisten Professor_innen anfangen in Begeisterungstürme auszubrechen, weil es für sie vor allem eine Belastung bedeutet. Ich glaube schon, dass die meisten gerne lehren und auch gerne besser lehren wollen, aber es ist oft vom Alltag und den Anforderungen durch die schlechten Betreuungsrelationen so, dass sie oft überfordert sind. Insofern, meine ich, ist das eine, dass wir endlich zu einer besseren Finanzierung von Lehre kommen müssen, also eine Verbesserung in der Betreuungsrelation erreichen müssen, und wir müssen gleichzeitig zu mehr Anerkennung in Form von Fördergeldern von Projekten oder Lehrpreisen, die es zum Glück ja mittlerweile überall gibt, aber auch in Form von Berufungsvoraussetzungen kommen. Das ist noch nicht überall der Fall, dass die Lehre und Lehrerfahrung wirklich gleichrangig bei Berufungsverhandlungen gewichtet wird.

In einem Blogbeitrag auf Ihrer Seite haben Sie über die Professorenmehrheit berichtet. Wie schätzen Sie die Chance ein, dass diese langfristig eingestellt wird? Kann man in der jetzigen Form überhaupt im emphatischen Sinne von einer „demokratischen“ Hochschule sprechen, wenn es ein solches Ungleichgewicht zwischen den Statusgruppen gibt?

Die Frage ist ja, was man als wirkliche Beteiligung definiert. Ist sie erreicht, wenn die Statusgruppen die selben Stimmenanteile in den Gremien haben? Formal vielleicht, aber eigentlich ist es doch so, dass wenn man sich die Hochschulwahlen ansieht, dass dann nur ein geringer Teil der Berechtigten vom Wahlrecht gebraucht macht. Das betrifft sowohl die Studierenden als auch die Professoren und die Mitarbeiter. Aus der demokratietheoretischen Perspektive muss man sich da schon fragen, abseits der Professorenmehrheit: Was ist eine Repräsentation wert, wenn 10, 15, 20 Prozent der Wahlberechtigten abstimmen? Ich will damit das Thema Professorenmehrheit nicht klein reden. Aber selbst, wenn es die nicht gäbe, ist die Frage, ob die Gremien, so wie es sie gibt und so wie sie gewählt werden, wirklich Beteiligung ermöglichen und warum eigentlich so wenige Leute wählen. Das sind Fragen, die man sich auch stellen muss.

dadurch abbildet, dass die Leute Lust haben mitzumachen. Für viele scheint das derzeitige Gremiummodell, wie es an vielen Orten noch existiert, nicht besonders attraktiv zu sein. Wieso ist das eigentlich so? Sind die alle so desinteressiert? Ich glaube nicht. Vielleicht erreicht man sie nur nicht. In Fragen der Beteiligung wäre darüber nachzudenken: wie erreiche ich mehr Wähler oder Mitglieder einer Hochschule? Ich habe an der Stelle selbst keine Antworten, nur Fragen.

Sie meinen, man müsste gewisse Hürden senken?

Die Barrieren sind zu hoch. Die Debatten sind oft nicht transparent. Die Sprache ist oft eine für Laien schwer verständliche Sprache. Das ist ja auch ein Problem, vor dem ich im Journalismus immer wieder stehen. Ich glaube, da fehlt es auch an Bewusstsein.

Jede Hochschule bräuchte einen eigenen Blog wie Ihren?

Na, das weiß ich nicht. Aber ich glaube, es würde helfen, wenn man sich folgendes klar machen würde: Geschätzte 98% der Studierenden wissen nicht, was eine Professorenmehrheit ist. Die wissen aber vielleicht, dass sie sich nicht ausreichend berücksichtigt fühlen. Aber der Begriff und das Problem sind ihnen nicht klar. Vielleicht kann man sie trotzdem erreichen, aber eben nicht mit diesen Begriffen. Diese Kluft zu überwinden ist die wahre Herausforderung für alle, die irgendwie Hochschulpolitik machen – egal ob sie Professoren sind oder Studierende.

Als Letztes verraten Sie uns bitte, welche Zeitschriften oder Blogs Sie empfehlen können, um in der Hochschulpolitik auf dem Laufenden zu sein.

Wenn man sich für Wissenschaftspolitik interessiert, lohnt sich der Tagesspiegel, sowohl Print als auch online, weil da sehr viel Wissenschafts- und Hochschulpolitik stattfindet. Es lohnt sich das DSW Journal, das Journal des Deutschen Studentenwerks, weil dort auf anschauliche Weise Hochschulpolitik und die Akteure erklärt werden. International empfehle ich Times Higher Education, da gibt es viele spannende Geschichten, nicht nur aus Großbritannien, sondern weltweit.



Interview von **Ulrich Mathias Gerr**

Anfang des Jahres wurden den Geflüchteten, die in einem Lager in Blankenburg bei Oldenburg unterkommen, die bis dato ausgegebenen Bustickets gestrichen. Damit ist es ihnen unmöglich gemacht worden, regelmäßig aus dem oft tristen Alltag in Blankenburg herauszukommen.

Solicasino zur Unterstützung der Mobilität von Geflüchteten im Kloster Blankenburg am Campus Haarentor

Die Erstaufnahmeeinrichtung im Kloster Blankenburg ist ein abgelegener Ort. Die zugewiesenen Asylsuchenden werden dort sieben Kilometer von der Oldenburger Innenstadt entfernt untergebracht.

Die Landesregierung Niedersachsen begründet die Streichung der Finanzierung der kostenlosen Beförderung damit, dass es ohnehin nur eine freiwillige Leistung der Landesregierung gewesen sei, für die es keine gesetzliche Pflicht gegeben habe. Außerdem geht sie von einer „zunehmenden finanziellen Belastung des Landes für die Gewährleistung der kostenlosen ÖPNV-Beförderung“ aus.

Dies widerspricht jedem Verständnis von Integration. Um am sozialen Leben teilnehmen und Kontakte knüpfen zu können, brauchen die Bewohner_innen die Anbindung an die Stadt Oldenburg. Fast alle gesellschaftlichen Angebote – Bildung, Beratung, Gesundheitsversorgung, Kulturelles – können nur dort wahrgenommen werden. Es braucht Möglichkeiten der sozialen Teilhabe, damit sich Bildungschancen entwickeln, soziale Kontakte geknüpft und eigene Rechte vertreten werden können. Die räumliche Isolation ist dabei hinderlich – denn sie bedeutet soziale Isolation.

Es hat sich eine Initiative gebildet, die das eigentliche Problem, also die Streichung der Bustickets, nicht lösen kann. Sie versucht aber in der Form Abhilfe zu schaffen, dass es den Bewohner_innen zumindest möglich ist, über Fahrräder zu verfügen. Diese Initiative benötigt vor allem tatkräftige Hilfe dabei, Fahrräder herzurichten und zu reparieren.

Am 12. Juli findet aus diesem Anlass ein „Soli-Casino“ im Initiativenhaus am Campus Haarentor statt. Die Idee: man spielt etwas andere Spiele als in einem normalen Casino, und am Ende wird alles gespendet. Alle verlieren, alle gewinnen. Nachdem das Format an anderen Orten schon erfolgreich lief laden wir alle Interessierten in das Initiativenhaus am Campus Haarentor ein: mitspielen und eine gute Sache unterstützen.

Die beiden Vereine RABULO e.V. sowie IBIS e.V. und der AstA der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg laden dazu alle ein. Auch außerhalb dessen bedarf es aber eurer Unterstützung zur Initiative! Alle Infos und Neuigkeiten zum Solicasino gibt es auf

<http://www.rabulo.de>



Infos und Neuigkeiten auf
<http://www.rabulo.de>

Solicasino

Wann?
Fr 12. Juli, 18 Uhr

Wo?
Uhlhornsweg 68
im Initiativenhaus



„Es gibt ein Bild von Klee, das Angelus Novus heißt.

Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen und seine Flügel sind ausgespannt.

Der Engel der Geschichte muß so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert.

Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen.

Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann.

Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm.“

Walter Benjamin, Über den Begriff der Geschichte, These IX





Seit mittlerweile sechs Jahren gibt es das Watt en Schlick Festival, das jährlich am Dangaster Kurhausstrand stattfindet. Die kleine Weltbühne traf Festivalorganisator Till Krägeloh zum Gespräch.

Friede, Freude, Rhabarberkuchen. Interview zum Watt En Schlick Fest.

Du hast Kulturwissenschaften und Wirtschaftswissenschaften studiert. Deine unterschiedlichen Tätigkeiten klingen eher nach Eventmanagement.

Ich sehe mich überhaupt nicht als „Eventmanager“. Ein ‚Event‘ ist für mich ziemlich inhaltlos. Der Profit steht im Vordergrund. Das ist mir viel zu kurz gedacht. Man macht ein „Event“ oder eine „Eventreihe“ und dann läuft sie nicht mehr und man macht wieder etwas anderes. So wollen wir beim Watt En Schlick Fest nicht arbeiten. Es gibt eine inhaltliche Ebene, wir beschäftigen uns mit Theater, Musik, Film. Es geht hier darum, einen Raum zu schaffen, in dem Menschen unterschiedlicher Milieus und Generationen aufeinandertreffen. Dabei bringen wir ein sehr urbanes Programm in die Provinz, an einen besonderen Ort mit einer Künstler-Tradition. Deswegen ist es für mich zu kurzgefasst, wenn man mich als Eventmanager sieht.

Haben die Kulturwissenschaften dir dabei geholfen, dieses Konzept zu entwickeln?

Definitiv! Das Studium der Kulturwissenschaften ist sehr vielfältig. Das ist

Ethnologie, Kulturgeschichte, Soziologie. Es hilft, die inhaltliche Tiefe zu schärfen. Die Wirtschaftswissenschaften haben das dann gut ergänzt und so habe ich mir den Bereich der Kulturwirtschaft erschlossen. Kulturwirtschaft kommt als Begriff erst Ende der 70er Jahre auf. Kulturinstitutionen sind seitdem im Wandel. Manche sind hochgradig öffentlich gefördert und mussten nie lernen, wirtschaftlich zu denken. Man arbeitet dann als Kulturmanager. Auch das ist ein kapitalistisch geprägter Begriff. Dennoch benötigt jeder Schauspieler und jeder Künstler Geld. Wir arbeiten mit 170 Freiwilligen. Das machen wir auch, weil es nicht anders geht. Das betrifft übrigens alle, die hier mitarbeiten: die ganzen Projektleiter genauso wie ich tun es ehrenamtlich und freiwillig.

Dein Kommentar zur ehrenamtlichen Organisation hat mich etwas überrascht. Das scheint doch ein Full-Time-Job zu sein?

Es ist ein Full-Time-Job, aber wir können davon nicht leben. Mein Geld verdiene ich mit einem anderen Job. Ich leite das Marketing, Sponsoring und die Events der Deutschen Kammerphilharmonie Bremen. Das ist auch eine sehr spannende Arbeit,

da das Orchester eine einzigartige Organisationsstruktur hat: Es ist ein Unternehmerorchester, das heißt, die Musiker sind zugleich Gesellschafter und sind an den wichtigen Entscheidungsprozessen beteiligt. Dass wir mit dem Watt En Schlick Fest momentan noch keine Möglichkeit haben, davon zu leben, liegt auch daran, weil wir eine Strategie fahren, die Wert auf faire Bedingungen legt. Das geht bis zu den Getränkepreisen. Wir schenken beispielsweise Lemonaid aus, aber das ist kein günstiges Getränk, weil sie die Leute fair bezahlen. Man könnte eine ganz andere Marge machen, wenn man andere Anbieter nehmen würde, dann würde mehr bei uns bleiben. Wir wollen aber nachhaltig sein. Gleichzeitig wollen wir aber auch nicht rumlaufen und sagen „Wir sind hier das Ökofestival und machen alles richtig. Wir sind die Coolsten und ihr müsst das alles befolgen und wenn ihr das nicht mitmacht, dann seid ihr schlecht.“ Klar sind auch deshalb hier ganz bestimmte Leute, die kommen und mitmachen. Trotzdem sind wir sehr offen.

Das berührt den Punkt, inwieweit ein Festival ein Freiraum ist - das war schließlich einmal das utopische Versprechen des Festivals seit



Foto: Ulf Duda

Woodstock - und inwieweit ein zu großes Moralisieren diesem Gedanken widerspricht.

Genau, jeder soll sich hier gut und frei fühlen. Wir sitzen hier gerade am Kurhaus Dangast. Hier ist immer gelebt worden, dass jeder hierherkommen kann und sein darf, wie er oder sie will, und jeder nach seiner Façon glücklich werden kann. Natürlich haben wir aber auch eine bestimmte Wertegemeinschaft. Das ist, glaube ich, auch allen klar: Es geht darum, Respekt voreinander zu haben, und trotzdem ist dies ein Raum, in dem jeder für sich sein darf.

Du hast letztes Jahr als Veranstalter den Helga-Award gewonnen, schon im Jahr davor gab es den für das „Beste Festival“. Geht die Bedeutung dessen über ein größeres mediales Echo hinaus?

Es ist schön, einen Preis zu gewinnen und öffentliche Wertschätzung zu bekommen. Das dient auch dem ganzen Watt En Schlick. Der erste Preis, das „Beste Festival 2017“, war ja ein Publikumspreis. Das ist enorm wichtig für uns, dass wir in einer bestimmten Szene genau so wahrgenommen werden und uns dabei gegen Größen wie das Hurricane durchsetzen. Der Preis, den ich im Jahr darauf erhalten habe, wurde von einer fünfzigköpfigen Jury bestimmt, die aus Fachleuten der Branche bestand. Das freut mich schon sehr. Wer freut sich nicht über solche Anerkennung? Es ist Sinnbild dafür, etwas richtig zu machen. Ich komme aber überhaupt erst dahin, weil mich viele Leute supporten und unterstützen. Das steht stellvertre-

tend für all diese Leute, auch wenn dann ich da in der Öffentlichkeit stehe. Das hat auch seinen Sinn. Wir haben ja gar kein festes Büro, sondern arbeiten dezentral: Der eine ist in Berlin, der andere sitzt in Oldenburg ... Das geht nur mit Mitteln, die man heute hat.

Ich könnte mir vorstellen, dass diese Öffentlichkeit auch nicht nur positiv gesehen wird, wenn man zum Beispiel an die „Bürgerinitiative Dangast“ denkt, die ja sehr skeptisch gegenüber größerem Tourismus zu sein scheint. Der besondere Charakter des Fests entsteht ja nicht zuletzt durch den Ort, an dem er stattfindet.

Der Ort ist enorm wichtig für das Fest. Wir stehen da auch in einer künstlerischen Tradition. Ob es Joseph Beuys war oder Anatol, Eckart Grenzer oder die Brücke-Maler. Dieser Ort ist für Kunst und Kultur prädestiniert. Dazu die Natur, das Meer und eine Wertegemeinschaft, die von Toleranz und Respekt geprägt ist. All das ist enorm wichtig und bringt Menschen hierhin. Es kommen zum Fest natürlich auch neue Leute her, die Dangast bislang gar nicht kannten. Es findet ein Austausch statt. Das alles triggert natürlich wahnsinnig! Wenn wir angefangen hätten mit einer großen Wiese, wie man das sonst so macht, wäre das definitiv anders.

Die Initiative sieht das auch so positiv?

Das Anliegen der Bürgerinitiative, die du ansprichst, hat gar nichts mit uns zu tun. Die dort aktiven Menschen kommen mittlerweile auch zum Fest.

Uns kann man auch nichts vorwerfen. Wir haben kaum Müllproduktion. Die Lautstärke dringt wenig in den Ort selbst. Natürlich sind viele Menschen da und das strapaziert auch bestimmte Dinge. Aber in erster Linie feiern wir zusammen ein generationenübergreifendes Fest. Der Großteil hier im Dorf ist darüber glücklich und kommt auch hierher. Es sind natürlich auch noch andere Veranstaltungen hier vor Ort. Das ist aber nicht mein Bier. Wir haben hier ein Kulturfestival, das mittlerweile deutschlandweit bekannt ist, das auch wichtig für den Ort ist. Dangast ist nun mal auch ein Tourismusort. Ein altes Fischerdorf, klar, aber es lebt vom Tourismus. Der Ort ist durch das Fest auch nochmal auf andere Art positiv aufgeladen.

Du hast es wahrscheinlich schon oft erzählt. Aber erzähl nochmal, wie kam die spezielle Kollaboration mit Flowin Immo? Ist sie jetzt jedes Jahr fest geplant?

Immo ist ein Freund von mir. Als die Komplette Palette in Bremen aufgemacht hat, hab ich ihn einfach gefragt: „Wir wollen noch eine Bühne in Dangast, hast du nicht Bock? Wir bauen die Palette hier auf.“ Und dann habe ihm noch gesagt, dass es cool wäre, wenn er da der Master of Ceremony ist. Er macht jetzt immer zwei mal seine Super-Looper-Aktionen. Aber er bietet auch sonst den Rahmen und betreut die Bühne. Das Booking mache ich. Aber er ist jetzt ein Charakterkopf vom Fest. Wir haben unterschiedliche Bühnen mit unterschiedlichen Menschen. Und er bietet innerhalb des Watt en Schlick nochmal eine künstlerische Besonderheit.

In Oldenburg gab es vor zwei Jahren mit dem Ende des Freifeld Festivals ein Einschnitt in der alternativen Kultur. Gerade wenn man nach Bremen guckt, wo es unter anderem mit der Palette viel mehr kulturelle Angebote gibt, fragt man sich, wieso es hier nicht möglich ist. Wie siehst du das?

Ich kenne mich mit der Oldenburger Politik nicht so gut aus. Aber vielen Kommunen fehlt kulturell der Mut. Die freie Szene hat es überall schwer. In Bremen hat diese Form der Kultur einen anderen Stellenwert als in Oldenburg. Ich denke, man muss sich einfach mehr trauen und manchmal auch Sachen laufen lassen, nicht immer über alle möglichen Folgen nachdenken, nicht alles komplett durchregulieren. Die erste Fläche vom Freifeld war super: Es wurde eine Fläche genutzt, die brach lag. Auch da gab es dann Anwohner, die dagegen waren. Gegenwind muss man auch mal aushalten können. Das macht eine Stadt lebendig. Man muss gucken, wie man da zusammenkommt. Ich finde es falsch, das Freifeld nicht weiter zu fördern. Wenn es Menschen gibt, die etwas machen, und man merkt, da ist eine Öffentlichkeit, die das auch will, dann muss die Politik es schaffen, Zugänge zu schaffen. Klar, etwas auf die Beine zu stellen ist anstrengend. Am Ende hängt es immer an der Kommunikation. Es gibt wahnsinnig viele Leute, mit denen wir jedes Jahr neu reden müssen, um das Fest zu realisieren. Es gibt so viele unterschiedliche Menschen, die jeweils unterschiedliche Erwartungshaltungen und Interessen haben. Und natürlich sind auch die Menschen, die ein Festival machen, unterschiedlich. Man muss Bock drauf haben, mit Menschen zu kommunizieren. Wenn Pole aufeinandertreffen, kann es auch mal anstrengend werden – aber meistens im positiven Sinne. Es entsteht Reibung. Aber durch Reibung entsteht dann auch wieder was. Wenn viele Leute am Tisch prinzipiell etwas wollen, dann muss man durch anstrengende Phasen durch. Denn man wird nie auf den absoluten Konsens treffen. Es gibt nicht nur Friede, Freude, Reibekuchen.

Eierkuchen.

Haha, den meine ich.

Wo wir gerade vom Reibekuchen sprechen. Dieses Jahr findet das erste Mal das Tabula Raza Fest in Oldenburg statt – ausgerechnet am gleichen Wochenende wie das Watt En Schlick. Das ist ja erstmal unglücklich, gab es da einen Austausch?



Als ich davon das erste Mal gehört habe, dachte ich schon: „Ok, am gleichen Tag wie wir? Oldenburg ist nicht weit weg. Muss das sein?“ Ich hab mir dann das Line-Up und das Programm angeguckt. Es ist etwas ganz anderes. Es gibt sehr wenige Schnittmengen und wir sind ja auch bei den Dreitages-Tickets schon ausverkauft. Es tut uns also nicht weh. Aber man hätte schon mal vorher drüber reden können und sich gegenseitig fragen: nehmen wir uns da gegenseitig etwas weg oder ist es egal? Darüber vorher zu sprechen, finde ich trotzdem besser. Die Kulturretage zum Beispiel ist vor zwei Jahren auf uns zugekommen und hat uns gebeten, ein Wochenende vorzurücken, weil sie da den Kultursommer hatten und es sonst am gleichen Tag gewesen wäre. Eine so große Veranstaltung mal eben zu verschieben, ist ja nicht gerade einfach. Deshalb muss man miteinander reden. Gerade im Kulturbereich.

Nochmal zum Programm auf dem Watt En Schlick, zu dem es bei der Bekanntgabe in den Sozialen Medien ja immer gleich eine hitzige Diskussion gibt. Ist es schwierig, die gewachsene Erwartungshaltung bei den Bands zu erfüllen?

Den Leuten gefällt das Watt En Schlick. Ihnen gefällt *alles* daran. Das höre ich immer wieder. Die Leute kommen nicht, weil wir die allergerilsten Bands haben, oder die besten Getränke. Da gibt es nicht die eine Sache. Es ist das Gesamtpaket.

Das Programm zu erstellen, ist ein fließender Prozess, der 10 Monate benötigt. Es wächst langsam. Dieses Jahr haben wir ja auch noch gar nicht die Secret Headliner verkündet. Da kommen noch richtige Klopfer! Normalerweise würde man die sofort vorne hinschreiben. Dass wir es nicht machen, hat natürlich Gründe, das ist kein Marketingtrick. Das nehmen die Leute auch an. Sie werden hier nicht verarscht. Manchmal sind dann auch Bands dabei, die polarisieren. Dass die Leute auch mal aus ihrer Komfortzone herausgelockt werden, finde ich auch nicht schlimm. Es ist viel schöner, wenn die Leute kommen und sagen: Ich vertraue euch da. Man darf sich hier auch mal auf ein unbekanntes Terrain begeben und sich überraschen lassen. Wo hat man das schon sonst? Oft ist doch immer alles klar: Das habe ich, das will ich, das kaufe ich. Dann weiß ich, was ich habe.

Die Bands werden dann auch vor Ort nicht bekannt gegeben?

Der Headliner am Sonntag wird erst am gleichen Tag nach dem Co-Headliner bekannt gegeben. Der Samstagshandler wird am 1. Juli bekannt gegeben. Und der Secret Act am Freitag wird erst am Freitagmorgen bekannt gegeben. Ich bin fest überzeugt, dass es super wird. Klar, jetzt macht sich jeder Gedanken, und der ein oder andere sagt sich am Ende: „Ach, da hätte ich jetzt aber schon was anderes erwartet!“. Aber der nächste sagt: „Was, krass! Das hätte ich niemals erwartet!“ Solche Reaktionen finde ich super. Wie an Weihnachten als Kind.

Und was wäre die Band, die in deinem Weihnachtsgeschenk wäre?

Radiohead! Wenn ich Radiohead hier herkriegten würde! Aber das bleibt wohl eine Utopie ...

Das Komplette Interview:



von **Ulrich Mathias Gerr**

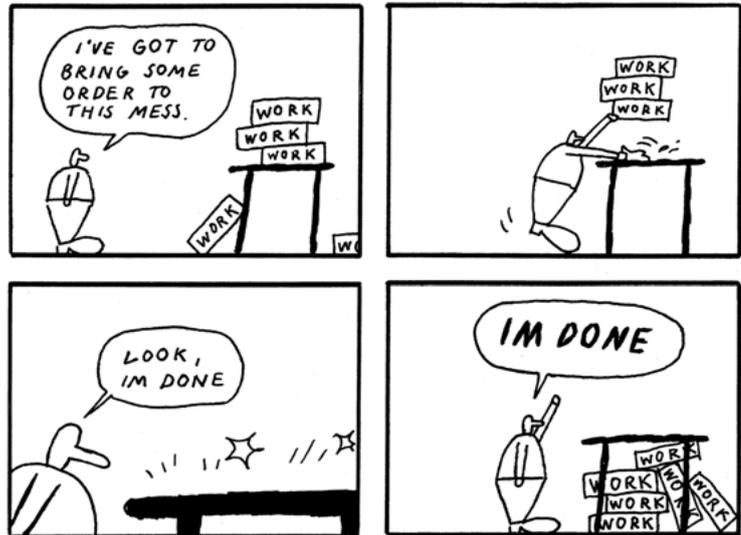
THE WORKER



24. 03. 2018

Regelmäßige The Worker-Comics
findet man auf
www.instagram.com/the.daily.worker

THE WORKER



10. 09. 18

THE WORKER



04. 09. 2018



Tindermatch

Stefan: Hier, Blumen.

Schatz: Toll, aus deinem Garten?

Stefan: Aus dem von mein Eltern.

Schatz: Von meinen zukünftigen Schwiegereltern, haha. [Bestellt noch einen Whiskey]

Stefan: Ich stell die Blumen hier neben die Kerze, Schatz?

Schatz: Was, Schatz?

Stefan: Na hier neben die Kerze!

Schatz: Mach die Kerze doch erstmal an, mit deinem Ding da!

Stefan: Ok, hab Gas nachgefüllt.

Schatz: Hm...

Stefan: Oh...

Stefan: Ohhhh.....

Schatz: Dir ist schon klar, dass du gerade meine Blumen verbrennst.

Stefan: Hm...

Schatz: Lösch das jetzt!

Freud: Hilf mir, Schatz!

Schatz: Ich helf dir überhaupt nicht.

Schatz: Meine Blumen! [Freund gießt Whiskey auf Kerze, Flamme lodert]

Schatz: Hast du Gase geatmet? Mach die jetzt aus!

Stefan: Hilf mir!

Schatz: Du gehörs in den Knast! Aus dem Garten meiner Schwiegereltern!

Stefan: Oh

Schatz: Ich habe kein Verständnis mehr für dich. Ich geh jetzt rein. Komm!

[Date ist beendet. Einige Tage später das nächste.]

//

Stefan: Hallo Schatz Hier Schatz, Blumen

Schatz: Das ist ja krank von dir! Du bist so krank! Ich hab kein Verständnis mehr für dich!

Du bist so alleine.

Von **Bela Goff**

UNIKUM / OUT Sommerzeit-Veranstaltungen

Oldenburger Uni Theater

Uhlhornsweg 49-55, Tel. 0441/798-2658 –
Öffnungszeiten des Kulturbüros, Mo & Di
9 – 13 Uhr, Do 14 – 18 Uhr

Till Reiners

– Bescheidenheit!

Bescheidenheit sagt: Wenn ich euch nicht überholen soll, muss ich die Charakterbremse ziehen.

Bescheidenheit ist Großkotzigkeit für die, die es geschafft haben: Sie haben nicht mal mehr nötig anzugeben!



Till Reiners trifft in seinem neuen Programm auf sein Lebensgefühl und gibt High Five ohne Ende. Dabei ist er gleichzeitig megakritisch! „Kapitalismus? Kommt drauf an!“ – lautet eine seiner kontroversesten Aussagen. Besuchen Sie das beste Programm von Till Reiners. Niemand sagt so charmant so böse Dinge. Till Reiners galt mal als „Hoffnung des deutschen Kabarets“, er hat sich deswegen entschieden, jetzt Stand-Up-Comedy zu machen. Wegen der Bescheidenheit. Wenn Sie diesen Programmtext gelesen haben, wissen Sie, wie gut Till Reiners Programmtexte schreibt.

Es hilft nichts, jetzt müssen Sie sich selbst ein Bild machen. Sie haben ihn doch eh schon gegoogelt. Gehen Sie halt hin. Es wird großartig!

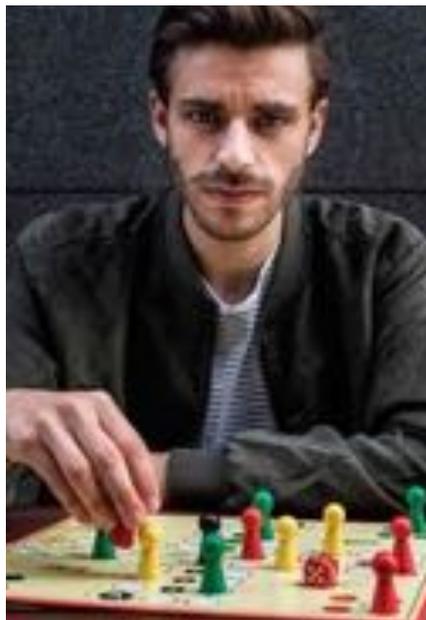
Do, 12.09. - 20 Uhr - Bühne 1, 14 €/17€

Jean-Philippe Kindler

– Mensch ärgere Dich

Kindler ist amtierender deutschsprachiger Meister im Poetry Slam. Seine Texte sind oftmals politisch, und dabei humorvoll, ohne dabei dem Anspruch der Ernsthaftigkeit nicht gerecht zu werden.

Mit seinem neuen abendfüllenden Programm „Mensch ärgere Dich“ erhebt er auf irrwitzige und poetische Art und Weise die Stimme für jene Geschichten, die zu selten gehört werden. So geht es mal um soziale Ungerechtigkeit, und mal um seine Eltern, die gerne „Läuft bei dir“ sagen. Die Zuschauer_innen erwartet eine Mischung aus präziser Slam-Poetry, Sprechgesang, Comedy-Elementen und Kabarett. Der Titel des Programms verrät es bereits: Kindler denkt Gesellschaft spielerisch, seine eigene Verantwortung betonend, dass wir die Politik so gestalten müssen, dass sie Glück für alle ermöglicht.



Fr, 18.10. - Bühne 1 - 14 €/17€



Playback Battle Oldenburg

Ruhm, Ehre und Erfolg!

Wer wird als SiegerIn hervorgehen? Das Playback-Battle Oldenburg findet am 22.10.2019 wieder statt.

Das Publikum wird die Performances der Teilnehmer_innen, die lippensynchron Songs ihrer Wahl zum Besten geben, in einem heißen Wettkampf mit ihrem Beifall bewerten und entscheiden, wer siegt.

Wer wird sich die Krone sichern? Vielleicht du?

Bewirb dich bei Interesse bis zum 01.09.2019 per eMail an playback-battleoldenburg@gmail.com

Das kommt bei einer Teilnahme auf dich zu:

- Du performst bis zu 4 Songs
- Jede Performance dauert 1:30 Minuten eines Songs
- Songs und Performance passen zu vorgegebenen Kategorien.

Weitere Informationen (z.B. die genauen Kategorien) erhältst auf Anfrage.

Wir freuen uns auf viele Bewerbungen!

Zeigt, wie man Songs auf der Bühne rocken kann und sichert euch die Krone!

Alle anderen sollten sich dieses Spektakel nicht entgehen lassen – euer Applaus wird entscheiden!

Di, 22.10. - 20 Uhr - Flänzburch, Friedenspl. 2, Eintritt: Gib was du willst, zwischen 3 und 10 €

Vor 90 Jahren in der „großen“ Weltbühne

„Der Geschäftsmann in der Literatur“

„Früher haben sich die Romanhelden nicht gewaschen – das zu erwähnen galt als unpoetisch. Heute machen sie uns vor, wie sie ihr Geld ausgeben; wie sie es verdienen wird leider nicht gesagt. Es sind Helden von des kleinen Sankt Moritz Gnaden, zweidimensionale Filmhelden, die immerzu in Autos steigen und sich ihre Zigaretten nachdenklich auf der goldenen Zigarettdose zurecht klopfen, gutgebügelte Herren bei denen man nur zu sehen bekommen, daß... aber nie zu sehen bekommt wie... flächige Lebewesen aus Pappkarton geschnitten. Balzac ließ seine Puppen sämtliche Geschäfte machen, die zu gutem Ende zu führen ihm versagt war. Unsre Romanfabrikanten führe ihre Geschäfte zu gutem Ende, indem sie schlechte Romane teuer verkaufen. Und so gibt es viele literarische Geschäftsleute, aber es gibt keinen Geschäftsmann in der Literatur.“

Kurt Tucholsky alias Peter Panter, Die Weltbühne vom 25. Februar 1930

Student_innenfutter

Nach der kleinen Italienreise in der letzten Ausgabe kommt jetzt erst recht die Suche nach einer Mahlzeit, die die Hitze etwas erträglicher macht. Für die Strandfigur würden sich vielleicht eher 'n Sojashake oder einfach ein paar rohe Blätter Spinat eignen, doch damit einen gemütlichen Tag in der WG zu verbringen ist vielleicht etwas sehr karg. In der freien Zeit (die ihr euch hoffentlich alle einrichten könnt) kann es etwas aufwendiger werden und wir wollen heute

veganes Sushi selber machen.

Hier kommt dafür allerdings die vegane Variante.

Dafür **braucht** ihr:

- eine halbe Tasse (Sushi-) Reis, gekocht und abgekühlt
- Reisessig und
- einen Teelöffel Zucker zum Vermischen mit dem Reis damit er klebrig wird.
- eine Packung Nori Blätter bekommt ihr gut im Asialaden

Für die **Füllung**:

- in feine Streifen geschnittenes Gemüse wie Karotten, Gurken, Paprika, oder Frühlingszwiebeln,
- Obst wie Aprikosen oder Birnen,
- angebratene Tofustreifen,
- gerösteten Sesam oder Sonnenblumenkerne nach Belieben

Für die **Dips**:

- Wasabi (Pulver zum anrühren)
- Sojasauce bzw. Tamari

Nun wird es etwas knifflig, denn ihr bestreicht erst **zwei Drittel** der Nori Blattfläche dünn mit Reis, legt dann auf den Reis einen Streifen mit Füllung und rollt die Füllung dann ein. Das klappt am besten mit einer rollbaren Unterlage wie eine **kleine Matte** oder sonst auch eine feste Pappe. Achtet darauf, möglichst eng zu rollen und die Rolle am Ende nochmal festzudrücken. Wie bei einer Zigarette könnt ihr den Reis-losen Rand des Noriblattes anfeuchten und dann damit die Rolle zukleben. Mit einem wirklich scharfen Messer könnt ihr dann vorsichtig die Rolle zerschneiden und die Stücke auf einem schönen Brettchen drapieren.

Vergesst nicht, die Häppchen in Sojasauce zu tunken und mit etwas Wasabi zu vernaschen.

von **Moritz Zeisig**

Impressum

Allgemeiner Studierenden-Ausschuss (AStA)
Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Uhlhornsweg 49-55, 26111 Oldenburg

Sprecher_innen

Max Wevelsiep, Sven Lampe, Jooris Mettler
sprecherinnen@asta-oldenburg.de

Redaktion

Ulrich Mathias Gerr
kleine.weltbuehne@asta-oldenburg.de

Layout und Gestaltung

astadruckerei@uni-oldenburg.de

asta-oldenburg.de

12. Ausgabe, Sommer 2019

